Neue Reisen
nach
West-Indien.

Erster Theil.

Neue Reisen nach West-Indien

Darinnen
Nachrichten von der Religion,
der
Regierungsart, den Sitten, der Hand-
lung und den Kriegen der Völker
enthalten,
die an dem großen Flusse Saint Louis, der ge-
meiniglich der Mississippi genannt wird,
wohnen.

Herausgegeben
von
M. Bossû,
Hauptmann unter den Seetruppen.

Erster Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Joh. Theoph. Hoeffel

Frankfurt und Leipzig,
1771.

Nachricht an den Leser.

Der Autor dieser Memoiren hat sich zwölf Jahre in dem weitläuftigen Lande, welches von Wilden bewohnt wird, aufgehalten. Er lernte ihre Sprache, um ihre Denkungsart und ihre Sitten kennen zu lernen, und alle Fragen an sie thun zu können, die der Dienst seines Königs erforderte. Dis hat ihn in den Stand gesetzt,

für die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu stehen.

Er schrieb an einem vornehmen Officier, mit dem er im Briefwechsel stand, und welcher neugierig war, die Lebensart der Völker auf der andern Halbkugel kennen zu lernen. Der Autor hat sich bemühet ihre geheimsten Gedanken zu entdecken, und hat nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß Ordnung und Beredsamkeit in den Reden dieser Leute, die wir Wilde nennen, herrscht. Eine Probe hiervon wird die Rede seyn, welche Thamathele-Mingo (1), das Ober-

(1) Mingo bedeutet einen Chef oder obersten Caciquen eines Cantons.

Oberhaupt des Stammes Allibamone hielt, als die Frage davon war, einen beständigen Frieden unter den Kriegführenden Nationen einzuführen. Den Innhalt dieser Rede wird man im XVten Briefe finden.

Die historischen Briefe, daraus diese Sammlung besteht, erzählen dem Leser eine Kette von erstaunlichen Begebenheiten. Sie sind in der That curieus und interessiren durch die Verschiedenheit der Gegenstände, die darinn abgehandelt sind. Die moralischen und politischen Anmerkungen, welche man darinn findet, sind natürlich und ungesucht. Man erkennet darinn die Droiture und Auf-

richtigkeit, welche den Autor in allen seinen Handlungen geleitet hat.

Diese Erzählungen enthalten die vornehmsten Begebenheiten, die sich mit diesem Lande seit 1512, da es entdeckt worden, bis 1762 zugetragen haben (1).

Der Autor ist überzeugt, daß die Wahrheit ohne Schmuck mehr Eindruck macht, als mit allem wunderbaren, damit man sie auszieret, und unfähig das Publicum zu betrü-

(1) Louisiana führte vor diesem den Namen Florida; Johann Ponce de Leon entdeckte dis Land im Jahr 1512 am Palmen-Sonntage, und gab ihm vermuthlich den Namen Florida, wegen des schönen Anblicks, den die blühenden Bäume und Felder machten.

trügen, erzählet er, was er gesehn und gehört hat. Um nicht in den Fehler der Weitläuftigkeit zu verfallen hat er nur die wichtigsten Vorfälle angeführt.

Obgleich in diesen Nachrichten einige sehr angenehme mit vorkommen, so kann man doch versichert seyn, daß sie durch den Romanhaften Styl der meisten Reisebeschreiber, die nach ihrem Gutdünken sonderbare Begebenheiten erdenken, und Fabeln statt Wahrheiten erzählen (1), nichts an ihrer Richtigkeit gelitten haben.

In den meisten Reisen vermisset man die hauptsächlichsten Nachrich-

(1) Man lese die erbaulichen Briefe.

ten von den Gebräuchen dieser Völker, die man nicht anders kennen lernt, als wenn man lange mit ihnen umgeht.

Einige Begebenheiten, die der Autor in dieser Sammlung erzählt, würden vielleicht fabelhaft scheinen, wenn nicht noch jetzo in Frankreich einige angesehene Personen lebten, die ihn auf seinen Reisen begleitet haben, die die Wahrheit derselben bestätigten.

Man hat nöthig erachtet dis Werk mit Noten zu begleiten, um einige Redensarten zu erklären, deren sich die Wilden in ihren Reden bedienen.

Der Autor dieser Memoiren redet mit vieler Zurückhaltung von den

Vorfällen, die seine Person betreffen, und nur alsdenn, wenn der Zusammenhang der Materien dieses unvermeidlich gemacht hat. Seine vornehmste Absicht, warum er seinen Landsleuten die Tugenden und Laster so entfernter Länder vor Augen gelegt hat, ist gewesen, Abscheu gegen die Betrüger, und Hochachtung gegen die Tugendhaften zu erwecken.

Unser weises und Gerechtigkeitliebendes Ministerium, dessen Absichten ganz allein auf das allgemeine Wohl abzwecken, wird die Ungerechtigkeiten abzustellen und wieder gut zu machen suchen, die durch die Krieges-Unruhen, bey der großen Entfernung

der Oerter, eingerissen sind. Der Eifer, mit welchem dasselbe für unser Seewesen sorgt, und die gute Ordnung, die in unsern Colonien eingeführt ist, wie auch das gute Vernehmen, welches zwischen beyden Kronen obwaltet, sind unsrer Nation die sichersten Bürgen, daß sie mit ihren treuen Alliirten den Spaniern die Reichthümer der neuen Welt theilen wird.

Der Himmel müsse unsre treuen Wünsche für das Wohl der geheiligten Königlichen Familie erhören.

Verzeichniß der Briefe,

die in diesem Theile enthalten sind.

I. Brief.

Abreise des Autors nach Amerika, Beschreibung der Stadt auf dem Cap Francois, Grausamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Insel Domingo. Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Ursprung der venerischen Krankheit. Seite 1.

II. Brief.

Der Autor gehet vom Cap Francois nach Louisiana ab. Kurze Beschreibung des Hafens der Havana, des berühmten Mexicanischen Meerbusens, und der Stadt Neuorleans. Seite 16.

III.

III. Brief

Beschreibung der Religionsgebräuche einiger Völker, die am Mißißippi wohnen. Verschwörung der Natches wider die Franzosen. Seite 30.

IV. Brief.

Ankunft des Autors bey den Akankas. Erbärmlicher Tod der Leute des Ferdinand Soto. Betrachtung über die Narrheit derjenigen, die einen goldenen Berg gesucht. Ursprung des Dorado. Kurze Nachricht von dem Tode des M. de la Salle. Seite 66.

V. Brief.

Beschreibung der Sitten der Akankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes. Seite 90.

VI. Brief.

Erzählung dessen, was dem Autor auf seiner Schiffarth nach Neu-Frankreich begegnet. Schifbruch des St. Louis eines Königlichen Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Mißißippi. Ein Akankas rettet ihm das Leben. Seite 105.

VII. Brief.

Beschreibung des Krieges, den die Renards mit den Illinois geführt, davon der Autor ein Zeuge gewesen. Wie sich die Franzosen unter diesen Völkern etablirt. Seite 119.

VIII. Brief.

Der Autor reiset aus dem Lande der Illinois nach Neuorleans. Ankunft des M. de Kerlereck. Abreise des M. de Vaudreuil. Zweyte Reise des Autors zu den Illinois. Heroische That eines Vaters, der sich für seinen Sohn aufopfert. Seite 148.

IX. Brief.

Abreise des Autors von den Koakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beschreibung einer Heerde Elephanten, welche bis in die Gegend des Flusses Oyo gekommen. Seite 171.

X. Brief.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffart den Fluß herunter. Er

cam=

campirt auf einer Insel, die der Mißißippi macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur derselben Seite 191.

XI. Brief.

Der Autor reiset nach Europa ab. Gefecht mit einem englischen Seeräuber. Er embarquirt sich auf dem Cap Francois auf eine Französische Kauffardeyflotte von 26 Schiffen, die in seinem Gesichte beynahe alle von den Seeräubern weggenommen werden. Eroberung eines feindlichen Fahrzeuges. Seine Ankunft zu Brest Seite 202.

Neue Reisen nach Westindien.

I. Brief.

An den Herrn Marquis de Lestrade.

Abreise des Autors nach America, Beschreibung der Stadt auf dem Cap Francois, Grausamkeiten der Spanier gegen die Einwohner der Insel Domingo, Arbeiten in den Bergwerken, wahrer Ursprung der venerischen Krankheit.

Mein Herr!

Als ich die Ehre hatte von Ihnen Abschied zu nehmen, befahlen Sie mir Ihnen von allem Nachricht zu geben, was mir in dieser neuen Welt merkwürdig vorkommen würde; Sie verlangten auch, daß ich Ihnen

nen die Umstände meiner Reise mittheilen sollte. Ich wende mit Vergnügen meinen Aufenthalt auf dem Cap Francois dazu an, mein Versprechen zu erfüllen.

Ich war im Jahr 1750. zu Belle Isle, wo der Ritter de Grossolles damals das Kommando führte. Dieser händigte mir einen Brief von dem Grafen von Argenson ein, der mir Nachricht gab, daß der König mich zum Lieutenant unter den Seetruppen ernannt hätte. Der Minister befahl mir zugleich, mich ohne Aufschub nach Rochefort zu begeben. Diesem zufolge gieng ich auf das erste Schiff, welches bestimmt war Sardellen nach Rochelle zu bringen, die an den Küsten von Bretagne gefangen werden, und davon die Einwohner von Belle Isle ihre vornehmsten Einkünfte haben.

Im Monat November giengen wir vor Palais, dis ist der Name der Stadt auf dieser Insel, unter Segel; gleich in der ersten Nacht standen wir auf der Höhe an den Küsten von Poitou ein so grausames Ungewitter aus, daß man jeden Augenblick befürchten muste, die See würde unser kleines Fahrzeug, welches von den Wellen geschlagen und hin und her geworfen wurde, verschlingen. Die Mannschaft des Schiffes bestand aus einem Piloten und drey Bootsknechten aus Niederbretagne, die man gemeiniglich Meerwölfe nennt, weil sie so sehr an dieses Element gewöhnt sind, daß sie ihm in den größten Ungewittern Trotz bieten. Weil

der Wind noch stärker wurde, so sah sich unser Patron genöthigt vor Isle Dieu, welche Insel zwischen Poitou und dem Lande Aunis liegt, Anker zu werfen. Hier lagen wir 8 Tage stille, nach welchen das Meer wieder ruhig wurde, wir giengen sogleich wieder unter Seegel und setzten unsern Lauf fort bis an der Insel de Rhe. Hier ließ ich mich über den Arm des Meeres, der drey Meilen breit ist und diese Insel vom festen Lande absondert, setzen, um nach Rochelle zu gehen, und den folgenden Tag langte ich in Rochefort an. Meiner Ordre zufolge meldete ich mich bey dem Intendanten der Marine M. le Normand de Mesi (1) einem Manne von wahren Verdiensten, und der wegen seiner Einsichten und seines guten Herzens des Postens, den er bekleidet, würdig ist. Er befahl mir, mich mit allem zu versehen, was zu einer Reise über das Meer erfodert würde, und mich alsdenn auf dem Schiffe der Pontchartrin von 400 Tonnen zu embarquiren. Herr le Normand

(1) Herr le Normand ist nachher in das Ministerium der Marine, unter dem Titel eines General-Intendanten der Marine und der französischen Colonien aufgenommen, und ich ergreife diese Gelegenheit mit Vergnügen demselben öffentlich meine Dankbarkeit für seine gütige Aufnahme und die Dienste, die er mir erzeigt, zu bezeugen.

mand hatte dieses Schiff auf Rechnung des Königs gemiethet, um 4 Compagnien Seetruppen zu transportiren, die wir von der Cidadelle auf der Insel de Rhe einnahmen, und die bestimmt waren die Besatzung in Neuorleans zu verstärken.

Wir giengen den 26 December von Rochelle unter Segel; die ersten 15 Tage war uns der Wind zuwider und trieb uns nach den Spanischen Küsten, so daß wir uns schon entschlossen hatten vor Corogne anzulegen, um uns wider den Wind zu sichern; zum Glück aber änderte er sich auf einmal und am Ende des Januar bekamen wir die Insel Madera, welche der Krone Portugall zugehöret, zu Gesichte. Man nennet sie wegen ihrer Fruchtbarkeit die Königinn der Inseln, sie hat ungefähr zwanzig Meilen im Umkreiß; der Wein, der daselbst wächst, ist sehr gut, und die Früchte ungemein schön und schmackhaft.

Den 15 Februar befanden wir uns unter dem Wendezirkel des Krebses. Der 16te ward mit den lächerlichen Gebräuchen zugebracht, denen sich diejenigen unterwerfen müssen, die zum erstenmal die Linie paßiren; die Seeleute taufen sie da mit Meerwasser; doch ist man von dieser überflüßigen und unangenehmen Besprengung befreyet, wenn man dem Bootsmanne ein klein Geschenk giebt. Endlich kamen wir nach einer Reise von 2 Monaten glücklich auf dem Cap Francois an. Dieses ist eine Küste

von der Insel St. Domingo, welche das erste Land von America ist, wo die Spanier Städte und Festungen angelegt haben.

Das Cap liegt an einer Bucht, und wird von einem Fort vertheidigt, welches an dem Eingange des Hafens in einen Felsen gehauen ist. Dieses Fort, welches stark mit Geschütz besetzt ist, erstreckt sich in das Meer, und formirt ein Vorgebirge oder Cap, und hiervon hat die Stadt den Namen. Sie wird von Europäischen Kaufleuten, Creolen, und Negern bewohnt, welche letztern gebraucht werden, Zuckerrohr, Caffe, Indigo, Cacao, Baumwolle, Zimmt und Toback zu bauen.

Die Spanier und Franzosen haben sich in dieses Land getheilt. Diese letztern besitzen den Westlichen Theil. St. Domingo ist die Hauptstadt, und die Residenz eines Bischoffs, den der Catholische König dahin gesetzt hat.

Diese Insel ist durch den Ursprung der venerischen Krankheit berüchtigt geworden. Man ist so uneinig hierüber, und die Nachrichten hiervon sind so verschieden, daß ich mich für verbunden halte Ihnen diese Sache nach der Wahrheit zu erzählen.

Unter der Regierung Ferdinands von Arragonien, und Isabellen von Castilien, gegen das Ende des XV. Jahrhunderts, war Nicolaus von Obando Gouverneur dieses Landes. Diesem war vornemlich anbefohlen an der Bekehrung der überwundenen Indianer zu arbei-

ten. Zu dem Ende theilte er sie unter seine Castilianer, und gab dem einen hundert, dem andern funfzig, welches er Repartimiento, oder eine Eintheilung nannte. Sie werden gestehen, mein Herr, daß dieses eine ganz besondere Methode war Proselyten in der neuen Welt zu machen: dergleichen Maximen sind dem Geiste des Christenthums sehr zuwider, (1)

Die nach Golde begierigen Spanier zwangen diese unglücklichen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten, und acht bis neun Monate in den Eingeweiden der Erde herum zu kriechen. Diese schwere Arbeit, die schwefelichten Ausdünstungen in den Bergwerken, und der Mangel, darinn sie durch die Unmöglichkeit ihre

(1) Der König Ferdinand, der von diesen Unordnungen Nachricht bekommen, bemühete sich ihnen abzuhelfen, und wendete seine Sorgfalt vornemlich auf die Indianer, die er bekehren wollte, welches immer die erste Absicht der Catholischen Könige gewesen ist. Er gab auch in der That verschiedene Befehle heraus, daß sie durch den Weg der Sanftmuth, und ein gutes Exempel der Uneigennützigkeit sollten zum Glauben gebracht werden; aber diese Mittel verlohren ihre Kraft in der Ferne, so wie ein Pfeil nach und nach niederfällt, wie er sich von der Hand desjenigen entfernet, der ihn abgeschossen hat. Anton de Solis.

ihre Ländereyen zu bestellen, versetzt wurden, verdarb die Masse ihres Geblüts so sehr, daß ihr Gesicht so gelb wurde wie Safran, und sie bekamen an allen Gliedern des Leibes eine Art giftiger Blattern, die ihnen unerträgliche Schmerzen verursachten. Diese Seuche theilten sie sehr bald ihren Weibern, und diese ihren Feinden mit, und diese und jene kamen aus Mangel gehöriger Hülfsmittel um.

Die verzweifelten Spanier glaubten diese Pest würde ihnen nicht nach Europa folgen, und kehrten dahin zurück, um die Luft zu verändern; aber sie betrogen sich; sie brachten den Europäern die Krankheit mit, welche sie von den Amerikanern bekommen hatten. GOtt hatte endlich Mitleiden mit diesen elenden Insulanern; eine Indianische Frau eines Castillaners entdeckte einige Zeit hernach einen gewissen Baum, den sie Guayakan nennen, der ihre Krankheit linderte.

Es ist mehr als zu wahr, daß böses nichts als böses hervorbringt. Die Spanier haben Millionen Menschen in der neuen Welt aufgeopfert, und ganze Länder entvölkert, um das Indianische Gold in ihrer Gewalt zu bringen; aber Herr von Voltaire sagt ganz recht:

> **Es ist wahr, Amerika ist uns unterwürfig gemacht; aber seine Krankheit verderbt uns, und Amerika ist gerächet.**

Gold und Silber kostet denjenigen, die es aus

den Bergwerken herausbringen müssen, so viel Mühe und Beschwerlichkeit, als Vergnügen und Unbequemlichkeit sich die dadurch verschaffen, welche diese Metalle besitzen. Mir erzählte ein Spanischer Ingenieur, man habe neunzehn Jahre zugebracht, ehe man in Potosi die Ader Crusero gefunden, welche 250 Fuß tief ist. So unmenschlich schwer ist die Arbeit, zu der die Gewalt und der Geiz die in Knechtschaft und Elende lebende Indianer zwingt, um das Gold aus den Eingeweiden der Erde heraus zu ziehen. Die unglücklichen Arbeiter, die dazu gebraucht werden, müssen der Luft unserer Atmosphäre, und dem Lichte der Sonne entsagen, und sich in die tiefen, ungesunden und kalten Abgründe unserer Erde begraben. Die Ausdünstungen in diesen Gruben sind so ungesund, daß sie Betäubung und Herzpochen bey den Arbeitern verursachen, so bald diese anfangen darinn herunter zu steigen. Sie bedienen sich in diesen unterirrdischen Gängen der Lampen, um zu sehen. Das Erz ist darinn gemeiniglich sehr hart, und wird mit Hämmern zerschlagen, und hernach tragen sie es auf den Schultern herauf, und zwar auf Leitern von gewundenen Ochsenleder mit hölzern Sprossen, die so gemacht sind, daß wenn der eine heraufsteigt, der andere herunter steigen kann: sie sind zehn Lachter lang. Ein Mensch trägt gewöhnlich zwey Aroben, oder 50 Pfund dieses Metalls, auf dem Rücken, welches in

ein

ein Stück Leinwand gewickelt wird, der, welcher vorauf steigt, hat ein Licht an seinem Daumen befestigt, und alle halten sich mit beyden Händen an der Leiter um 250 Fuß hoch zu steigen.

Die Geschichte von Westindien lehret uns, daß die Völker in Florida die Säcke mit Gelde, als einer ganz unnützen Sache, weit von sich warfen. Die Einwohner des Königreichs Mexico schäzten im Gegentheile das Gold hoch. Ich will hiervon die eigenen Worte des Joseph von Acosta, in seiner allgemeinen Geschichte von Indien, anführen. „Ihr Geiz, sagt er, „war lange nicht so hoch gestiegen, als der „unsrige, und ob sie gleich Götzendiener wa„ren, so haben sie doch nie Gold und Silber „göttlich verehret, wie viele schlechte Christen, „die um dieses Metall die größten Verbrechen „begangen haben.

Eben dieser Schriftsteller erzählet einen Vorfall, der den dummen Geiz des Menschen sehr genau charakterisirt: „ein Spanischer Mönch, sagt er, bildete sich ein, daß dasjenige, was er in dem großen Feuerspeienden Berge in Guatimala brennen sahe, nichts anders seyn könnte, als Gold, weil dieser Berg seit so vielen Jahrhunderten brennt, ohne sich zu verzehren. In dieser Einbildung erfand er Schöpfkessel, Ketten und andere Werkzeuge, um sein geschmolzen Gold aus diesem Brun-

nen heraus zu ziehen; aber das verwüstende Feuer vernichtete seine Hoffnung, denn der Kessel und die Kette waren kaum in diesen Schlund der Hölle herein gelassen, da sie alsobald zerschmolzen. Nichts destoweniger, fährt der Autor fort, war dieser Mensch so erpicht auf dieses Gold, daß er immer auf neue Erfindungen dachte, um es heraus zu schöpfen; da er sich aber einmal der Oeffnung zu sehr nahete, so verlohr er durch die Ausdünstungen des Berges sein Leben, als er am zuversichtlichsten hofte seine Erwartungen erfüllt zu sehen. So verkürzen die blinden Sterblichen ihr Leben, indem sie zu sehr darauf bedacht sind sich Vergnügen zu verschaffen.„

Um auf die Einwohner von S. Domingo zurück zu kommen, so lehrt uns die Geschichte dieses Landes, daß ein Cacique (1) mit Namen Poncra, der von den Spaniern beleidigt worden, die Flucht ergriff, und sein Dorf verließ, darinn die Feinde 3000 Mark Goldes erbeuteten, die die Einwohner zurück gelassen hatten. Vasco Nunez de Balboa, der Nachfolger des Nicolaus de Obando, schickte diesem Caciquen Leute nach, um ihm zu sagen, er möchte ohne Furcht zurück kommen, er wollte ihn als einen Freund aufnehmen, wenn er aber nicht zurück käme, so würde er ihn aufsuchen,

(1) Eine Art eines kleinen Königs.

suchen, und durch seine Hunde zerreissen lassen. (1)

Ponera wurde durch diese Drohungen in Furcht gesetzt, und unterstand sich nicht ungehorsam zu seyn. Er brachte noch drey andere Herren, die seine Vasallen waren, mit. Nunez von Balboa wendete vergebens alle Mittel an, um von ihm zu erfahren, wo man das

Gold

(1) Die Spanier hatten große Hunde mit nach Indien gebracht, die sie abgerichtet hatten, die Indianer zu jagen; sobald diese Hunde gegen die Unglücklichen losgelassen wurden, so rissen sie ihnen die Eingeweide aus und frassen sie auf. Unter diesen war einer auf der Insel der Baremel hieß, und sehr gefürchtet wurde. Obgleich dieser Hund geharnischt war, um ihn gegen die Pfeile zu sichern, so tödteten ihn, wie man sagt, die Indianer doch endlich, indem sie ihn mit Pfeilen in die Augen schossen, welches ein großer Triumph für sie war.

Antonius von Herrera erzählet, daß dieses Thier, welches einen sonderbaren Instinct hatte, einen engen Paß in S. Domingo bewachte; eines Tages wollte eine Indianerin durch diesen Paß gehen, und redete den Hund folgendermaßen an: Herr Hund, thue mir nichts zu leyde, ich trage diesen Brief an die Christen.

Gold dieses Landes, von dem man glaubte, daß es eine große Menge hervorbrächte, fände. Gute Begegnungen so wenig als Martern waren vermögend dieses Geheimniß, welches er vielleicht selbst nicht wuste, von ihm auszupressen. Poncra antwortete, die drey tausend Mark Goldes, die man gefunden, wären zu den Zeiten seiner Voreltern gesammlet, diejenigen, welche es zusammen gebracht, wären gestorben, und er habe sich nicht die Mühe gegeben noch mehreres suchen zu lassen, weil er gar keines gebraucht hätte. Dieser unglückliche Cacique wurde den wüthenden Hunden übergeben, die ihn mit sammt seinen drey Vasallen zerrissen.

Einige Zeit darauf fiel ein Spanier den Indianern, die Unterthanen des unglücklichen Poncra gewesen, in die Hände. Diese warfen ihm die allzu große Begierde seines Volkes nach Golde, und die Ungerechtigkeiten, welche sie um dasselbe zu erhalten begiengen, vor. Diese Begierde nach Golde, sagten sie, wäre der einzige Bewegungsgrund, der die Europäer aus ihrem Vaterlande und durch so viele Gefahren auf dem Meere nach dieser Insel lockte, und sie reizte, Völker zu beunruhigen, die ruhig in ihren Hütten, unter dem Schutze des großen Geistes, (1) lebten.

Nach

(1) So nennen die Indianer das höchste Wesen.

Nach dieser kurzen Rede schmolzen sie Gold, und gossen es ihm in den Mund und in die Ohren, indem sie sagten: **Hund, weil du eine so große Begierde darnach hast, so sättige dich.**

Man muß aber bekennen, daß wenn die Geschichte von Mexico uns nichts als schreckliche Vorfälle zeigt, die von Domingo dagegen uns eine Menge edler Handlungen aufbehalten hat.

In einer großen Hungersnoth brachte einstmals ein Indianer den Don Pedro de Margaratit, der damals Spanischer Commandant auf der Insel war, zwey lebendige Turteltauben. Dieser General nahm sie an, bezahlte sie dem Indianer reichlich, und bath einen Theil der Besatzung mit ihm auf einen erhabenen Ort der Stadt zu gehen. Hier zeigte er ihnen die beyden Thiere, und sagte, „meine Herren! es thut mir leyd, daß ich nicht so viel bekommen habe, um Sie alle zu bewirthen: ich kann mich aber nicht entschließen meinen Hunger zu stillen unterdessen, daß Sie davon geplagt werden, und ließ darauf die beyden Tauben fliegen.„

Ich könnte noch eine Menge Vorfälle erzählen, die den Einwohnern dieser Insel nicht weniger Ehre machen. Unter denen, die man mir erzählt hat, sind viele, die verdienten in der Geschichte aufbehalten zu werden, und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen Ihnen noch einen davon zu erzählen. Ein alter Einwohner

ner von St. Domingo hatte ein beträchtliches Vermögen durch Handlung und Fleiß erworben. Dieses hatte seine Aufführung und seine Sitten im geringsten nicht geändert, und er schätzte es nur deswegen hoch, weil es ihn in den Stand setzte andern zu dienen.

Sobald er ein Schif aus Frankreich ankommen sahe, gieng er an das Ufer, um die Passagiers ans Land treten zu sehen, und nahm diese gemeiniglich mit in sein Haus. Eines Tages sahe er verschiedene junge Leute, die sich einbildeten, ihr Glück würde bey ihrer Ankunft schon gemacht seyn, ans Land treten. Sie verließen sich so sehr auf ihre Empfehlungsschreiben, daß sie auf den Colonisten wenig achteten, der sie freundlich anredete. Dieser wünschte ihnen vieles Glück, und ließ sie gehen. Einige Zeit darauf fand er sie sehr traurig und unzufrieden über die Aufnahme, die sie gefunden hatten und redete sie an: Meine Herren, Sie sind mir nicht empfohlen, Sie haben auch auf meinen Beystand nicht gerechnet, aber ich bin ein Mensch, und Sie haben Hülfe nöthig. Kommen Sie in mein Haus. Sie sollen da Tisch und Wohnung finden, unterdessen wird sich vielleicht was finden das sich für Sie schickt. Sie folgten ihm in sein Haus, darin sie einen Tisch für zwanzig Personen und eben so viel schwarze Bedienten fanden. Einer von den neuen Gästen fragte, ob man sie zu einer Hochzeit gebeten, und alle erstaunten, als sie erfuh-

ren,

ren, dieser Mann lebte gewöhnlich so. Der Herr vom Hause behielt sie auf diese Art einige Zeit bey sich, und durch seinen Raht und Bemühungen erhielten sie bald vortheilhafte Etablissements.

Sie werden leicht denken, mein Herr, daß ein Herr, der ein so gutes Herz hatte, von allen seinen Sclaven wie ein Vater geehrt und geliebt wurde. Dieser Mann war von dem barbarischen Geize vieler Colonisten sehr entfernt, die ihre unglücklichen Sclaven zu so erschrecklichen Arbeiten zwingen, daß sie sich weigern Weiber zu nehmen, um nicht, wie sie sagen, solchen Herren Sclaven zu zeugen, die derselben, wenn sie alt und schwach werden, unbarmherziger begegnen, als ihren Pferden und Hunden.

Was die Bewohner der Französischen Inseln in Amerika betrift, so kann ich versichern, daß sie gegen Fremde sehr freygebig sind. Man kann so gar in dem Innern dieser Länder reisen ohne einen Pfennig zu verzehren, wer nur ein anständiges Wesen und eine gute Mine hat, wird von einer Colonie zur andern sehr wohl aufgenommen.

Den Adel, welchen man in Frankreich den Creolen beylegt, verdienen diese durch ihre edle Denkungsart, und sie thun sich sowol im Kriege, als auch in den Künsten sehr hervor. Die Menschen sind an allen Orten der Erde einerley und gleich fähig zum Guten und zum

Bösen. Die Erziehung bessert ihre Fehler, aber sie giebt ihnen keine Tugenden. Eben der Schöpfer, der den sittlichen Menschen gemacht hat, hat auch den wilden erschaffen, und ihnen gleiche Fähigkeiten gegeben. Dieses, mein Herr! sollen Ihnen meine künftigen Briefe noch weiter zeigen, und wenn sie sich nicht durch die Schönheit der Schreibart empfehlen, so werde ich mich doch bemühen, sie durch die besondern Vorfälle, die ich Ihnen erzählen werde, für Sie unterhaltend zu machen. Ich verharre, mein Herr rc. Vom Cap Francois den 15 Febr. 1751.

II. Brief.

An eben denselben.

Der Autor geht von Cap Francois ab nach Louisiana. Kurze Beschreibung des Hafens der Havane, des berühmten Meerbusens von Mexico und der Stadt Neu Orleans.

Vom Cap Francois schiften wir nach dem Orte unsrer Bestimmung den 8ten März ab, und den 15ten hatten wir die Insel Cuba im Gesichte, welche die temperirteste unter den Antillen ist. Die Havane ist wegen ihrer vortheilhaften Lage, und der Bequemlich-

keit ihres Hafens, welcher mehr als tausend Schiffe fassen kann, das Magazin der Reichthümer Indiens. Der Hafen wird durch drey Forts bedeckt, und ist der gewöhnliche Sammelplatz der Spanischen Flotten, wenn sie nach Europa zurück gehen. Cuba ist zweyhundert Meilen lang und 25 bis 30 breit; bis ins sechzehnte Jahr nach ihrer Entdeckung war man ungewiß, ob sie eine Insel oder festes Land sey: sie liegt in dem Wendezirkel des Krebses unter dem 23ten Grade 30 Minuten Norder Breite. In der Mitte der Insel finden sich sehr nahe bey einander eine Menge kleiner Inseln, die sich gegen Süden erstrecken, und der Garten der Königinn genannt werden.

Um die Tag und Nacht Gleiche standen wir, zwischen dem Cap Catoche und dem Cap. S. Antoine, ein hartes Ungewitter aus. Dieses letzte, um welches wir den 23ten herum fuhren, ist die Westliche Spitze der Insel Cuba. Weil ich niemals lange Reisen zu Wasser gethan hatte, so wurde ich sehr von der Seekrankheit inkommodirt, aber die Begierde, welche ich hatte meinem Vaterlande zu dienen, machten mir alle Beschwerlichkeiten meiner Reise leicht. Endlich änderte sich der Wind, und das Meer wurde ruhig und nach wenig Tagen segelten wir in den berühmten Mexicanischen Meerbusen, darinn wir eine ungeheure große Menge fließendes Holz fanden, welches aus Louisiana auf dem Mißißippi herunter kommt;

man siehet es weiter als zweyhundert Meilen in die Breite, und es diente uns, bey einem sehr großen Nebel, zum Wegweiser, die Mündung des Flusses zu finden, welches gegen den Felsen und der Niedrigkeit seiner Ufer sehr schwer ist.

Die ersten Tage des Aprils bekamen wir das Frot Balise, welches an der Mündung des Mißißippi liegt, zu Gesichte.

Der Herr le Moine von Iberville (1) ein Canadischer Edelmann, entdeckte im Jahr 1698 diese Mündung, die de la Salle 1684 nicht hatte finden können. Unser Schiff blieb hier mit dem Hintertheil fest sitzen; wir löseten ein Stück, um einen Piloten herbey zu ziehen, und zugleich ließ unser Schiffs-Capitain das Geschütz und die 200 Mann Landtruppen, die wir zum Dienste der Colonie in Louisiana am Boord hatten, ausschiffen. Dieses erleichterte das Schiff, so daß es wieder flott wurde.

Wir trafen den 4ten April, 18 Officiers, bey dem Fort Balise, (2) darinn damals M. de

(1) M. von Iberville Gouverneur von Louisiana, brachte die erste Colonie im Jahr 1699 dahin. Nach seinem Tode blieb dieses Land lange ohne Gouverneur. De la Motte Cadillac war der zweyte, und de Bienville, ein jüngerer Bruder des erstern, der dritte.

(2) Von diesem Fort bis nach Neuorleans rechnet man, wegen der vielen Krümmen, die der Fluß in die Seegegend hat, 30 Meilen.

de Santilly kommandirte, ans Land. Dieser Officier bewirthete uns die Zeit über, die wir uns bey ihm aufhielten, aufs beste. Das Fort ist freystehend und um und um mit Morästen umgeben, die voll Schlangen und Krokodillen sind.

Der Marquis von Vaudreuil, der von unserer Ankunft war benachrichtiget worden, hatte uns verschiedene kleine Fahrzeuge entgegen geschickt. Sie brachten uns Erfrischungen; wir vertheilten unsere Soldaten darauf und kamen mit Rudern und Segeln den ersten Ostertag nach Neuorleans. Der Marquis von Vaudrevil soll durch 24 Compagnien Seetruppen verstärkt werden. Diese Truppen werden auf Kauffardeyschiffen, die auf Rechnung des Königs gemacht werden, nach Louisiana transportirt; sie bringen auch Weibsbilder mit, die man in Frankreich angeworben hat, um diese Länder zu bevölkern. Man giebt den Soldaten, die arbeitsam sind und Lust haben sich zu verheyrahten, den Abschied. Der König giebt ihnen eine gewisse Anzahl Morgen Landes zum Anbauen, erhält sie drey Jahre, giebt ihnen eine Flinte und monatlich ein halb Pfund Pulver und 2 Pfund Bley, eine Axt, eine Hacke und so viel Getraide ihre Felder damit zu besäen, nebst einer Kuh, einem Kalbe, einigen Hünern und einem Hane.

Der Marquis von Vaudreuil hat die 24 neuen Compagnien in der Colonie, und zwar ohne Ansehen der Person, vertheilt, damit ein

jeder sowol an dem guten als bösen seinen Antheil habe: Was der Posten in Neu-Frankreich betrift, der 500 Meilen von Neuorleans entfernt ist, so haben die Compagnien darum gelooset, und er ist den zugefallen, bey der ich stehe. Ich habe die Ehre unter der Anzahl der Officiers zu seyn die M. Rovillé, Minister des Seewesens, dem Marquis de Vaudrevil empfohlen hat, und ich empfinde die Rücksicht, die eine solche Empfehlung verdienet. Ich versichere, daß mir der Tisch dieses Generals, so wol als allen neu angekommenen Officiers, die noch nicht Zeit gehabt haben sich einzurichten, bey dieser Gelegenheit, eine große Hülfe ist. Die Menge ist so groß, daß man bey ihm nur sehr kurz bedient wird, aber der Gouverneur begegnet seinen Gästen mit so vieler Artigkeit und Höflichkeit, daß er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Officiers, die ihn mit Recht den Vater der Colonie nennen, erwirbt. Herr von Rouvilliere, Intendant, trägt durch die Einrichtung einer guten Policey auch das seinige bey, uns den Aufenthalt in diesem Lande angenehm zu machen.

Wir hoffen den 20ten August nach unserm Posten abzugehen. M. de Macarty ist vom Hofe zu unserm Commandanten ernannt. Die verschiedenen Länder, durch die ich auf dieser langen Tour reisen muß, werden mir Stoff geben Ihnen eine genaue Beschreibung des schö-

nen

nen Flusses Mißißippi und der Völker, die an seinen Ufern wohnen, mitzutheilen.

Jetzo will ich Ihnen eine kurze Beschreibung von Louisiana machen, denn da Sie die Charten, die man davon geliefert hat, kennen, und die Nachrichten, welche davon erschienen, gelesen haben, so werde ich nicht nöthig haben, hier weitläuftig zu seyn. Ich will nur anmerken, daß Neuorleans jetzo größer und stärker bewohnt ist, als vor diesem. Die Straßen sind nach der Schnur gebauet, und die Einwohner werden in vier Classen getheilt, nemlich Europäer, Amerikaner, Afrikaner oder Negern, und Metifs. Die Metifs sind solche, welche von einem Europäer mit einer Eingebohrnen des Landes, die wir Wilde nennen, gezeugt werden. Man nennet die Creolen, welche einen Franzosen und eine Französinn, oder eine andere Europäerinn, zu Eltern haben. Die Creolen sind durchgängig tapfer, groß und schön, und haben viel Fähigkeit zu den Künsten und Wissenschaften. Weil es aber in diesem Lande an geschickten Lehrmeistern fehlt, so schicken reiche Leute ihre Kinder meistentheils nach Frankreich, als der ersten Schule in der Welt, und lassen sie da erziehen.

Das schöne Geschlecht, welches keine andere Kunst nöthig hat, als die zu gefallen, wird hier zu Lande mit diesem Vorzuge gebohren, und hat nicht nöthig diese betrügerische Kunst in Europa zu lernen.

Neuorleans und Mobile sind die einzigen Städte in diesem Lande, darinn man gut Französisch redet. Die Negers werden aus Afrika hierher gebracht, und man braucht sie die Felder zu bestellen, die hier sehr vorzüglich gut sind, Indigo, Tobak, Reis, Indianisches Korn, und Zuckerrohr, davon man Plantagen angelegt hat, die sehr gut fortkommen, zu bauen. Das Land ist voll von Kaufleuten, Künstlern und Fremden, und der Aufenthalt allhier ist wegen der gesunden Luft, der Fruchtbarkeit des Bodens, und der Lage, bezaubernd schön. Die Stadt liegt an den Ufern des Mißißippi, eines der größten Flüsse in der Welt, der mehr als 800 Meilen durch bekannte Länder fließt. Sein wohlschmeckendes und klares Wasser fließt 40 Meilen zwischen den angenehmsten Plantagen durch, die dem Auge einen unvergleichlichen Anblick verschaffen, und wo man sich alle Arten des Vergnügens, vornemlich der Jagd und des Fischens machen kann.

Die Capuciner waren die ersten Mönche, welche im Jahr 1723 als Mißionairs nach Neuorleans kamen. Ihr Superior ist Prediger des Kirchspiels. Diese guten Geistlichen bekümmern sich nur um Sachen, die den geistlichen Stand angehen.

Die Jesuiten haben sich zwey Jahre später in Louisiana fest gesetzt. Diese feinen Politiker haben die beste Plantage im Lande ausgekund-

kundschaftet, und sie durch ihre Ränke an sich gebracht.

Die Urselinerinnen wurden um eben diese Zeit dahin geschickt. Diese frommen Nonnen, deren Eifer sehr zu loben ist, beschäftigen sich mit der Erziehung junger Frauenzimmer von Stande. Sie nehmen auch vermaiste Mädchens in ihr Kloster auf und der König bezahlt ihnen für jede jährlich 50 Thaler. Diesen Nonnen ist auch die Sorge für das militairische Hospital aufgetragen.

Ich bin erst so kurze Zeit in diesem Lande, daß ich noch nicht im Stande bin Ihnen Nachricht von den Gewohnheiten der Völker zu geben, die an dem Flusse wohnen; ich will aber doch versuchen, Ihnen den Character und das Genie der Chitimachas, eines Volkes, welches an einem Arme dieses Flusses gegen Abend von Neuorleans gewohnt hat, durch eine Anecdote aus der Geschichte bekannt zu machen, und ich zweifle nicht, daß sie für Sie interessent seyn wird, ob dieses Volk schon nunmehro gänzlich ausgerottet ist.

Im Jahr 1720 hatte sich ein Mensch von dieser Nation an einem verborgenen Orte auf dem Ufer des Mißißippi versteckt, und daselbst den Abt von St. Come, der Mißionair der Colonie war, ermordet. M. de Bienville hielt sich deswegen an die ganze Nation, und ließ sie, um seine Truppen zu schonen, durch verschiedene Völker, die mit uns alliirt waren, bekriegen.

Die Wilden zogen den kürzern und der Verlust ihrer besten Krieger nöthigte sie um Friede zu bitten. Der Gouverneur stand ihnen diesen mit der Bedingung zu, daß sie ihm den Kopf des Mörders überliefern sollten. Diese Bedingung erfüllten sie, und schickten darauf dem Gouverneur die Friedens (1) Pfeife. Was ich von der Ceremonie dieser feyerlichen Gesandtschaft gehört habe, ist kürzlich dieses.

Als sie in Neuorleans einzogen, so sangen sie den Friedensgesang, schlugen mit ihrem Friedensrohre in die Luft, und giengen nach dem Tacte, um ihre Gesandtschaft zu bezeichnen; bey solchen Gelegenheiten schmücken sie sich, nach ihrer Art, aufs prächtigste.

Das Oberhaupt dieser Gesandtschaft redete den Gouverneur folgendermaßen an: „Ich „bin sehr erfreuet, daß ich vor dir stehe: Es ist

(1) Dis ist eine lange Tobakspfeife von rothen, schwarzen, oder weißen Marmor, das Rohr ist von Schilf gemacht und drittehalb bis drey Fuß lang; die Wilden schicken diese Pfeife an die Völker, mit denen sie Bündnisse schließen oder verneuern wollen. Sie ist mit weißen Adlersfedern geschmückt, und bey ihnen ein Zeichen des Friedens und der Freundschaft: man kann damit ohne Furcht aller Orten hingehen, weil unter diesen Völkern nichts heiliger ist, als dieses Rohr.

„ist schon lange Zeit, daß du gegen unsere Na-
„tion zürnest; wir haben uns nach dem erkun-
„digt, was dein Herz sagt, und wir erfahren
„mit Freuden, daß es uns fröliche Tage ver-
„spricht.„

Hierauf setzen sie sich auf die Erde und stützten ihr Gesicht auf die Hände, der Sprecher vermuthlich um sich zu erholen und Othem zu schöpfen, ehe er seine Rede anfienge, und die andern, um still zu schweigen. Während dieses Stillschweigens wurden die Umstehenden erinnert nicht zu reden, noch unter der Rede zu lachen, weil sie dies für einen Schimpf aufnehmen würden.

Einige Minuten hernach stand der Sprecher mit zwey andern auf: einer von diesen füllte die Pfeife mit Tobak, der andere holte Feuer, und der erste zündete die Pfeife an. Der Sprecher rauchte zuerst, wischte hernach die Pfeife ab, und gab sie dem Herrn von Bienville, um ein gleiches zu thun. Der Gouverneur nahm die Pfeife an, und rauchte, wie auch alle Officiers, die bey ihm waren, einer nach dem andern nach ihrem Range. Nachdem diese Ceremonie vorüber war, so nahm der alte Redner die Pfeife wieder, und übergab sie dem Gouverneur, daß er sie behalten mögte. Nun blieb der Sprecher allein stehen, die übrigen Gesandten setzten sich um das Geschenk, welches sie für den Gouverneur mitgebracht hatten. Dieses bestand aus Hirsch-

Häuten und andern Pelzwerke, welches alles, zum Zeichen des Friedens, weiß war.

Der Sprecher oder Canzler trug einen Rock aus zusammen geneheten Marter Fällen, welcher auf seiner rechten Schulter befestigt, und unter seinem linken Arm her gieng. In diesen Rock wickelte er sich ein und fieng seine Rede an den Gouverneur mit einer majestätischen Mine folgender maßen an: „Mein Herz lachet für „Freuden, da ich vor Dir stehe; wir haben alle „das Wort des Friedens, welches Du uns verkündigen lassen, gehöret. Das Herz unserer „ganzen Nation zittert darüber für Freuden; die „Weiber haben in diesem Augenblicke alles vergessen, was vergangen ist, und haben getanzt, „unsre Kinder haben gesprungen wir junge „Böcke. Dein Wort soll nie vergessen werden, unsre Herzen und unsre Ohren sind voll „davon und unsre Nachkommen sollen es so „lange aufbewahren, als das alte Wort (1) „währet. Weil der Krieg uns arm gemacht „hat, so haben wir müssen eine allgemeine „Jagd anstellen, um Dir Felle zum Geschenke zu bringen: aber wir haben uns nicht allzuweit gewagt, aus Furcht, die andern „Völker mögten Dein Wort noch nicht gehört „haben; ja wir sind mit Zittern unsern Weg „gereiset, bis wir dein Angesicht gesehen haben.

„Wie

(1) So nennen die Wilden ihre Tradition

„Wie froh sind meine Augen und mein Herz:
„Dich heute zu sehen. Unsre Geschenke sind
„klein, aber unsre Herzen sind groß, deinen
„Befehlen zu gehorchen; wenn du uns gebie-
„ten wirst, so wirst Du unsre Füße laufen
„und springen sehen wie die Füße der Hirsche,
„um zu thun was du willt.„

Hier hielt der Redner inne, bald darauf er-
hob er seine Stimme von neuem und fuhr also
fort.

„O! wie schön scheinet heute die Sonne,
„gegen die Zeit, da Du auf uns zürntest. Wie
„gefährlich ist ein boshafter Mensch, du weißt,
„daß es nur einer war, der das Oberhaupt
„des Gebetes (1), dessen Tod uns unsre be-
„sten Krieger geraubt, getödtet hat. Es ist
„uns nichts übrig geblieben, als Greise, Wei-
„ber und Kinder, die ihre Hände zu dir, als
„einem gütigen Vater ausstrecken. Die Gal-
„le, welche vormals dein Herz erfüllete, hat
„dem Honig Platz gemacht. Der große Geist
„ist nicht mehr gegen unsre Nation erzürnet.
„Du hast den Kopf des boshaften Mörders
„verlangt: um Frieden zu erlangen haben wir
„ihn dir geschickt.„

„Vor diesem war die Sonne roth: die We-
„ge voller Dornen und Disteln: die Wolken
„schwarz

(1) So nennen die Wilden unsre Mißionairs.

„schwarz und das Wasser trübe und von un=
„serm Blute gefärbet. Unsre Weiber bewein=
„ten ohne Unterlaß den Verlust ihrer Ver=
„wandten, und unterstanden sich nicht Holz
„zu holen, um unsre Speisen zu kochen; un=
„sre Kinder schrien vor Furcht; bey dem ge=
„ringsten Geschrey der Nachtvögel waren alle
„unsre Krieger auf den Beinen, und sie schlie=
„fen nicht als mit den Waffen in der Hand.
„Unsre Hütten waren verlassen und unsre Fel=
„der lagen ungebauet: wir waren verhungert
„und unsre Gesichter hager; das Wildpret
„floh weit von uns, die Schlangen zischten
„für Zorn und verlängerten ihre Pfeile, und
„die traurigen Gesänge der Vögel, die um
„unsre Hütten saßen, schienen uns nur Todten=
„Gesänge zu seyn.„

„Heute ist die Sonne glänzend, der Himmel
„klar, die Wolken sind zerstreuet, und die
„Wege mit Blumen bedeckt. Wir werden
„unsre Gärten und unsre Felder bauen, und
„die Erstlinge davon dem großen Geiste zum
„Opfer bringen. Das Wasser ist so klar, daß
„wir darinn unser Bildniß sehen; die Schlan=
„ge fliehen, oder haben sich vielmehr in Aale
„verwandelt. Die Vögel reizen uns durch die
„sanfte Harmonie ihrer Gesänge: unsre Wei=
„ber und Töchter tanzen für Freuden und ver=
„gessen Essen und Trinken. Das Herz unsers gan=
„zen Volkes lachet, da es siehet, daß wir mit
„dir und den Franzosen auf einem Wege wan=

„deln:

„deln; uns wird künftig mit euch keine Son-„ne scheinen, und unsre Herzen werden nur „eins seyn, wer die Franzosen tödtet, den „wollen wir wieder tödten; unsre Krieger sol-„len für sie jagen, und wir wollen mit einan-„der essen, wird dieses nicht gut seyn? was „sagest du dazu, mein Vater?„ Auf diese Rede, die mit einem zuversichtlichen Tone und mit aller Anständigkeit, ja ich kann wol sagen, mit Majestät, gehalten worden, antwortete Herr Bienville mit wenig Worten und zwar in der Sprache des Landes, die er sehr geläufig redete; er sagte ihnen: er freuete sich, daß ihre Nation wieder zu sich selbst gekommen wäre: er ließ ihnen zu Essen vorsetzen, gab dem Sprecher zum Zeichen der Freundschaft die Hand, und schickte sie sehr vergnügt zurück. Seit dieser Zeit sind sie den Franzosen unverletzlich zugethan gewesen: dieses Volk versorgt Neuorleans mit Wildpret.

Mein nächster Brief soll, wie ich hoffe, unterhaltender seyn. Bis jetzt hoffe ich meine Absicht erfüllt zu haben, indem ich sie versichere, daß ich bin, Mein Herr 2c.

Neuorleans den 1 Julius 1751.

III. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung der Religions-Gebräuche einiger Völker, die am Mißißippi wohnen. Verschwörung der Natches wider die Franzosen.

Mein Herr!

Ich befinde mich nunmehro in demjenigen Lande, darinn vormals das edle Volk der Natches wohnte, davon die Zeitungen so viel geschrieben haben; man versichert, diese furchtbare Nation habe, wegen der Größe ihres Landes, den übrigen Gesetze vorgeschrieben. Sie wohnten vom Flusse Menchak, der 50 Meilen vom Meere entfernt ist, bis an den Hoyo, der in einer Entfernung von etwa 460 Meilen davon fließt.

Wir giengen den 20ten Aug. von Neuorleans nach Neu-Frankreich, mit den vier Compagnien, die dahin bestimmt waren, auf sechs Fahrzeugen ab. Diese Truppen stehen unter den Befehlen des Herrn Macarty. Man muß auf dieser Reise den Fluß Mißißippi herauf fahren, und kann hier nichts gebrauchen als die Ruder, weil der Fluß viele Bugten hat und zwischen hohen Wäldern, darinn die Bäume so alt wie die Welt zu seyn scheinen, fließt.

Wenn

Wenn man diese Reise zu Wasser thut, so trift man gleich Anfangs zwey von Deutschen bewohnte Dörfer an. Sie sind die Ueberbleibsel eines Etablissements, welches Herr Law im Jahr 1720, mit Erlaubniß des Königs, hier angelegt hatte. Diese Colonie bestand aus Deutschen und Franzosen, die aus Provence gebürtig waren, an der Zahl 1500 Köpfe. Ihr Terrein wurde ihnen bey einer wilden Nation, die Akancas heißt, angewiesen. Es war vier Meilen ins Gevierte groß, und erhielt den Titel eines Herzogthums. Man hatte Equipage für eine Compagnie Dragoner, und für mehr als eine Million Kaufmanns-Waaren, dahin transportirt; als aber Law fiel, so bemächtigte sich die Indianische Compagnie, welche damals Louisiana in Besitz hatte, aller dieser Effecten und Waaren.

Die Colonie trennete sich hierauf, und die Deutschen baueten sich zehn Meile über Neu-Orleans an. Diß Volk ist sehr fleißig, und man siehet sie als die Versorger der Haupstadt an. Diese beyden Dörfer werden von einem Hauptmann (1), der ein Schwede von Geburt ist, commandirt.

Zwey

(1) Sein Name ist Herr von Arensburg: er war unter Carl XII. mit in der Schlacht bey Pultawa. Dieser alte Officier ist das Haupt einer zahlreichen Familie, die in dieser Colonie sehr gut etablirt ist.

Zwey Meilen weiter herauf findet man die Collapissas, ein Volk, welches sich durch seine Anhänglichkeit an die Franzosen berühmt gemacht hat. Ihre Anzahl ist jetzo so geringe, und ihr wahrer Name ist Aquelon pissas, das heißt Menschen, welche denken und sehen.

Hernach kommt man zu den Oumas, die die Sonne anbeten. Beynahe alle Völker in Amerika glauben, das höchste Wesen wohne in der Sonne, und wolle, daß man es in diesem alles belebenden Gestirne, als den Urheber der Natur, verehren solle. Diesem Wunderwerke, sagen sie, ist hier auf Erden nichts zu vergleichen, und indem es die ganze Welt erleuchtet, so breitet es Freude und Ueberfluß darüber aus. Nach diesen Grundsätzen verehren sie die Sonne, als das sichtbare Bild der Größe und der Güte des Gottes, der die Menschen würdigt sich ihnen bekannt zu machen, indem er seine Wohlthaten über sie ausschüttet.

Funfzehn Meilen weiter herauf kommt man an eine Spitze. Dieser Posten ist von Neuorleans 40 Meilen entfernt. Der Boden ist hier sehr fruchtbar und mit schönen Bäumen besetzt, und es wohnen hier viele Franzosen die Tobak, Reis, Baumwolle und Mahis bauen. Diese Colonie hat auch den Handel mit Bauholze, welches sie auf Flüssen nach Neuorleans herunter führen.

Auf

Auf dem linken Ufer des Flusses, ein wenig weiter herauf, liegt das Dorf der Tonikas, einer Nation, die jederzeit den Franzosen sehr ergeben gewesen ist. Ihre Oberhäupter sind immer mit uns in den Krieg gezogen. Der letzte, der sehr tapfer war, wurde in einer Unternehmung gegen die Natches sehr gefährlich verwundet. Auf die Nachricht, welche der König davon erhielt, beehrten ihn Seine Majestät mit dem Patente eines Obersten unter den rothen Leuten (1) und mit einem blauen Bande, daran eine silberne Medaille hieng, worauf die Stadt Paris geprägt war: er bekam noch überdas ein spanisch Rohr mit einem goldenen Knopfe.

Nach der Ermordung der Franzosen durch die Natches, davon ich Ihnen am gehörigen Orte Nachricht geben werde, stellte sich eine Partie dieser Nation, als ob sie Friede mit dem Oberhaupte der Tonikas machen wollten: dieser gab dem Gouverneur der Franzosen, dem er sehr ergeben war, Nachricht davon. Die Natches aber kamen der Antwort zuvor und erwordeten, weil sie sich vor unserer Macht und unsern Rathschägen fürchteten, die Tonikas, indem sie bey ihrem Oberhaupte den Anfang machten. Wir werden immer, so wol wie diese guten Wdilen, die großen Eigenschaf-

 ten

(1) So nennen sich die Amerikaner, um sich von andern Nationen zu unterscheiden.

ten dieses Anführers, die einem gesitteten Manne Ehre machen würden, bedauren.

Nach einer Schiffart von 80 Meilen von der Hauptstadt, kommt man an den Posten der Natches. Vor zwanzig Jahren war dis ein sehr beträchtliches Etablissement, aber jetzo bedeutet es sehr wenig.

Das Fort liegt auf einer Höhe und bestreichet den Fluß, von dem es nur einen Canonenschuß entfernt ist. Das Terrein, welches hier immer höher wird, würde eines der fruchtbarsten im Lande seyn, wenn es gebauet würde; Tobak, Baumwolle und Mahis kommen hier sehr gut fort.

Ich habe mich einige Zeit auf diesem Posten, darauf der Ritter d'Orgon, ein natürlicher Sohn des Prinzen Lambesc, aus dem Hause Lothringen, kommandirt, aufgehalten.

Die Natches, welche vormals hier wohnten, waren ein beträchtliches Volk. Sie bewohnten verschiedene Dörfer, davon jedes sein eigen Oberhaupt hatte, die aber alle unter einem großen Oberhaupte standen, der der Chef der ganzen Nation war. Alle diese Fürsten führten den Namen der Sonne: ihrer waren 500, die alle mit der großen Sonne ihrem Oberhaupte verbunden waren. Dieser trug auf der Brust das Bild dieses Gestirnes, von dem er seine Abkunft herleitete, und welches von ihnen unter dem Namen Ovachil, oder das sehr große, oder oberste Feuer angebetet wurde.

Die

Die Art, wie die Natches die Sonne verehrten, hatte etwas sehr feyerliches an sich. Ihr Hoherpriester gieng vor Aufgang der Sonnen, unter Begleitung des Volkes, mit einem ernsthaften Schritte mit der Friedenspfeife in der Hand: er rauchte ihr zu Ehren und blies, bey ihrem Aufgange, ihr den Tobaksrauch entgegen. So bald die Sonne aufgieng, heulten ihr der Priester und das Volk entgegen, und betrachteten sie mit aufgehobenen Händen. Hernach fielen sie zur Erde. Die Weiber brachten ihre Kinder und hielten sie ihr in einer sehr ehrerbietigen Stellung entgegen.

Zur Zeit der Erndte, die in diesem Lande in den Julius fällt, feyerten die Natches ein sehr hohes Fest. Sie fiengen es damit an, daß sie sich das Gesicht schwarz machten: nach drey Uhren des Nachmittags aßen sie erst, nachdem sie sich vorher gebadet hatten: der älteste aus dem Volke brachte hierauf dem Gotte die Erstlinge ihrer Erndte, und ihrer Früchte zum Opfer.

Sie hatten einen Tempel, darin sie ein ewiges Feuer unterhielten; die Priester bewachten es sehr sorgfältig, und es wurde nur durch das Holz von einem einzigen Baume unterhalten. Wenn es zum Unglück erlosch, so war die Nation sehr erschrocken, und die Priester, die es versäumet, wurden mit dem Tode bestraft. Es war dieses aber ein sehr seltener Vorfall. Die es bewachten, konnten es sehr leicht wieder

anzünden, indem sie sich, unter dem Vorwande ihre Pfeifen anzuzünden, nur gemeines Feuer durften bringen lassen: denn es war ihnen verboten sich hierzu des heiligen Feuers zu bedienen.

Wenn ihr Oberhaupt starb, so musten demselben alle seine Weiber und viele seiner Unterthanen im Tode folgen. Die kleinen Sonnen beobachteten eben diese Gewohnheit. Ihr Gesetz verdammete auch alle Natches zum Tode, die eine Frau vom Geblüte der Sonnen geheyrathet hatten, wenn diese starb. Ich will Ihnen bey dieser Gelegenheit die Geschichte eines Wilden erzählen, der nicht Lust hatte sich diesem Gesetze zu unterwerfen: Sein Name war Etteacteal, er hatte eine Frau aus dem Geblüte der Sonnen geheyrathet: aber diese Ehre hätte beynahe für ihn sehr traurige Folgen gehabt. Diesem wurde seine Frau krank: so bald er sahe, daß sie sich dem Tode nahete, nahm er die Flucht, und flohe auf einer Pirogue nach Neuorleans. Hier gab er sich unter dem Schutz des Gouverneurs Herrn von Bienville, und erbot sich sein Jäger zu seyn. Dieser nahm ihn in seine Dienste, und intereßirte sich für ihn bey den Natches, die sich erklärten: er habe nun nichts mehr zu befürchten, weil die Ceremonie vorbey wäre, und weil er nicht dabey zugegen gewesen, so sey er nunmehro frey.

Etteacteal wurde hierdurch sicher gemacht und unterstand sich wieder in sein Vaterland zu

kom-

kommen, doch ohne beständig darinn zu wohnen. Er that verschiedene Reisen dahin, und es trug sich zu, daß er sich eben darin befand, als einer von den Sonnen, mit Namen **die gereizte Schlange**, ein Bruder der großen Sonne, starb. Dieser war ein Verwandter von der Frau des Etteacteal, und man entschloß sich, ihn bey dieser Gelegenheit seine Schuld bezahlen zu lassen. Herr von Bienville war nach Frankreich zurück berufen, und das Oberhaupt der Natches glaubte, die Abwesenheit dieses Patrons des Etteacteal habe seine Schutzbriefe ungültig gemacht, und ließ ihn fest setzen. Als sich dieser in der Cabane des großen Oberhauptes, mit den übrigen, die man der gereizten Schlange opfern wollte, eingeschlossen sahe, so überließ er sich dem äussersten Schmerze. Die Favoritin des Verstorbenen, welche auch sollte geopfert werden, sahe die Zubereitungen zum Tode mit einem standhaften Auge an, und schien ungeduldig zu seyn, sich mit ihrem Gemahl wieder zu vereinigen. Als diese die Seufzer das Etteacteal hörte, sagte sie zu ihm: „bist du nicht ein Krieger? ja, antwortete er, ich bin es, und doch weinest du? Das Leben ist dir lieb! Weil dieses ist, so ist es nicht gut, daß du mit uns gehest: gehe hin und lebe mit den Weibern.„ Etteacteal antwortete: „Gewiß das Leben ist mir lieb, und es wäre gut, daß ich noch einige Zeit auf dieser Erde herum gienge, bis zum Tode der großen Son-

ne, und alsdenn mit diesem stürbe. Gehe, sage ich dir, erwiederte die Favoritin, es ist nicht gut, daß du mit uns gehest, und dein Herz hinter dir auf der Erde bleibe: noch einmal entferne dich von hier, daß ich dich nicht mehr sehe.,,

Etteacteal ließ sich dieses nicht noch einmal sagen: er verschwand, wie der Blitz, und drey alte Frauen, davon zwey mit ihm verwandt waren, erboten sich seine Schuld zu bezahlen: ihr Alter und ihre Schwachheiten hatten ihnen das Leben zuwider gemacht, und alle drey konnten schon seit verschiedenen Jahren nicht mehr gehen. Die beyden Basen des Etteacteal waren nicht mehr greiß als eine Frau von 55 Jahren in Frankreich. Die dritte Alte, welche 120 Jahre alt war, hatte weiße Haare, welches bey den Wilden etwas seltnes ist, und keine von allen dreyen hatte sehr viel Runzeln. Am Abend des Leichengepränges wurden sie hingerichtet, die eine vor der Thüre der Wohnung der gereizten Schlange, und die beyden andern auf dem Platze von ihrem Tempel (1).

Die

(1) Man ziehet ihnen ein Strick um den Hals mit einer Schleiffe, und acht Männer von ihrer Verwandschaft erdrosseln sie, indem 4 an dem einen und 4 an dem andern Ende des Strickes ziehen; es wären ihrer nicht so viel dazu nöthig, weil aber diese Verrichtung adelt, so geben sich immer mehr dazu an, als nöthig sind. Die ganze Sache ist in einer Minute abgethan.

Die Edelmüthigkeit dieser Weiber rettete dem Krieger Etteacteal das Leben, und erwarb ihm seine Ehre wieder, die er durch die Furcht vor dem Tode befleckt hatte. Nach dieser Zeit lebte er ruhig, machte sich seine Einsichten und Kenntnisse, die er sich bey den Franzosen erworben hatte, zu nutze, und gab sich für einen Zauberer aus, um seine Landsleute zu betrügen.

Den Tag nach dieser Execution geschahe die Leichenbestattung: als die Stunde dazu gekommen war, erschien der Ceremonien-Meister, mit den Zierrathen, die seiner Würde zukommen, an der Thüre der Cabane. Die Opfer, welche den Prinzen in das Land der Geister begleiten sollten, giengen heraus: sie bestanden aus der liebsten Gemahlinn des Verstorbenen seiner andern Frau, seinem Canzler, seinem Leibarzte, seinem Gelobten, das ist seinem ersten Kammerdiener, und einigen gutwilligen alten Weibern.

Die Favoritin gieng zu der großen Sonne, wo verschiedene Franzosen versammlet waren, um von ihnen Abschied zu nehmen; sie befahl, daß man ihr ihre Kinder von beyderley Geschlechte herbringen mögte, diese redete sie folgendermaßen an:

„Dis ist der Tag, meine Kinder, an dem „ich mich euren Armen entreissen muß, um euren Vater zu folgen, der mich im Lande der „Geister erwartet. Ich würde meine Pflicht „und meine Liebe verletzen, wenn ich mich durch „eure Thränen wollte überreden lassen. Ich

„habe genug an euch gethan, da ich euch unter „meinem Herzen getragen, und an meinen „Brüsten gesäugt habe. Dürfet ihr weinen, „da ihr von meinem Blute herstammt, und „mit meiner Milch genährt seyd? Freuet euch, „daß ihr **Sonnen** und Krieger seyd; ihr seyd „der ganzen Nation Beyspiele der Standhaf„tigkeit und Tapferkeit schuldig; gehet hin, „meine Kinder! ich habe vor alle eure Bedürf„nisse gesorgt, indem ich euch Freunde ge„macht habe. Meine und eures Vaters „Freunde sind auch die eurigen. Dis sind „die Franzosen; sie haben zärtliche und edel„müthige Herzen, suchet euch ihrer Achtung „würdig zu machen, indem ihr nicht aus der „Art schlaget, handelt mit ihnen ohne List, „und suchet ihren Schutz niemals durch Nie„derträchtigkeit.

„Und Ihnen, meine Herren, fügte sie hin„zu, indem sie sich gegen die Französischen „Officiers wendete, Ihnen empfehle ich mei„ne Kinder, die ich als Waisen hinterlasse. „Sie allein sollen Vaterstelle bey ihnen vertre„ten: Sie sollen sie beschützen.„

Hierauf stand sie auf, und gieng mit ihrer Begleitung in die Cabane ihres verstorbenen Mannes zurück, mit einer Standhaftigkeit, darüber jedermann erstaunte.

Zur

Zur Zahl dieser Schlachtopfer gesellete sich auch noch eine vornehme Frau, die durch die Freundschaft, welche sie gegen die **gereizte Schlange** hegte, bewogen wurde, diesem Prinzen in die andre Welt zu folgen. Die Europäer nannten sie wegen ihres majestätischen Ganges und ihrer edlen Mine **die Berühmte**, und weil sie nur mit vornehmen Franzosen umgieng, so wurde sie von diesen sehr bedauert. Sie besaß einige Arzeneyen, durch die sie vielen von unsern Kranken das Leben gerettet hatte. Dieser traurige Anblick erfüllte alle von unserer Nation, die zugegen waren, mit Betrübniß. Als dieses die Favoritin des Verstorbenen sahe, kam sie mit einem lachenden Gesichte zu ihnen und sagte: „Ich sterbe ohne Furcht, und der Schmerz „vergiftet die letzten Augenblicke meines Lebens „nicht; ich empfehle Ihnen meine Kinder. „Wenn Sie sie sehen, edle Franzosen, so erinnern Sie sich, daß Sie ihren Vater geliebt „haben, und daß dieser bis an seinen Tod ein „aufrichtiger Freund von Ihrer Nation war, „welche er mehr als sich selbst liebte. Es hat „dem HErrn des Lebens gefallen, ihn abzurufen, und in wenig Augenblicken werde ich „bey ihm seyn; ich werde ihm sagen, daß ihre Herzen, bey dem Anblicke seines todten Körpers, gerührt waren. Betrüben Sie sich „nicht, wir werden im Lande der Geister län-

„ger gute Freunde seyn als wir es hier gewe-
„sen sind, denn darin stirbt man nicht (1).

Diese traurigen Worte lockten allen Franzosen die Thränen in die Augen. Sie hatten aber genug zu thun, die große Sonne zu verhindern, daß er sich nicht selbst tödtete, denn er war über den Tod seines Bruders, auf den er die Last der Regierung gelegt hatte, ganz untröstlich (2). Dieser Prinz wurde ganz wütend, sobald man ihm Widerstand that: er hielt seine Flinte bey der Kolbe, und sein muthmaslicher Nachfolger bey dem Schloß, und hatte das Pulver von der Pfanne verschüttet: Die Cabane war mit Sonnen, Edelleuten und Vornehmen angefüllet (3), die alle für Furcht

(1) An der zu dieser Ceremonie angesetzten Stunde ließ man die Schlachtopfer kleine Kugeln von Toback verschlucken, um sie sinnlos zu machen, und darauf wurden sie erdrosselt. Man legte sie auf den Rücken nieder, die Favoritin zur Rechten, die zweite Frau zur Linken, und die übrigen sofort nach ihrem Range.

(2) Die gereizte Schlange war Generalißimus der Natches im Kriege.

(3) Diese Rangordnungen waren unter den Wilden festgesetzt. Die Sonnen, welche mit der großen Sonne verwandt waren, hatten den ersten Rang, diesen folgten die Edlen und nach diesen die Vornehmen, zuletzt kam der niedrige Pöbel, welcher sehr verachtet war. Die Weiber brachten unter diesen Völkern ihren Männern den Adel zu, wodurch dieser sehr vermehrt wurde.

Furcht zitterten: aber die Franzosen machten allen wieder Muth, indem sie alle Waffen des Fürsten verstecken ließen, und auf die Pfanne seiner Flinte Wasser gossen, dadurch sie auf einige Zeit außer Stand gesetzt wurde Schaden zu thun.

Als die Sonnen sahen, daß das Leben ihres Oberhaupts in Sicherheit war, drückten sie den Franzosen aus Dankbarkeit, doch ohne ein Wort zu sagen, die Hände: es herrschte eine allgemeine Stille, und der Schmerz und die Ehrfurcht hielten alle zurück, die zugegen waren.

Die Gemahlinn der großen Sonne war diese ganze Zeit über vor Schrecken ausser sich; man fragte sie, ob sie krank wäre, sie antwortete ganz laut: ja, ich bin es, und hernach leise: „Wenn die Franzosen von hier weggehen, so ist mein Gemahl des Todes, und „alle Natches werden ihm folgen. Bleibet „also, tapfre Franzosen, denn eure Worte haben die Stärke der Pfeile, denn wer würde „sich unterstanden haben das zu thun, was „ihr gethan habt; aber ihr seyd seine wahren „Freunde, so wie ihr es von seinem Bruder „gewesen seyd.„ Das Gesetz befahl der Gemahlinn der großen Sonne ihrem Gatten ins Grab zu folgen, und dies war unstreitig der Bewegungsgrund ihrer Furcht und ihrer Dankbarkeit gegen die Franzosen, daß diese für sein Leben besorgt gewesen waren.

Die große Sonne streckte hierauf die Hände

de gegen die Franzosen aus, und sagte: „Meine Herren, mein Herz ist so beklemmt, wie meine Augen finster sind, die, ob sie gleich offen sind, nicht einmal gesehen haben, daß Sie stehen. Mein Mund hat sich nicht geöffnet Sie sitzen zu heissen, aber verzeihen Sie dieses meinem ausserordentlichen Schmerze.

Die Franzosen antworteten ihm: dieß sey nicht der Mühe werth, sie wollten weggehen und ihn allein lassen: aber sie würden seine Freunde nicht mehr seyn, wenn er nicht gleich Befehl geben wollte, daß die Feuer (1) wieder angezündet würden, und wenn er nicht das seinige sogleich in ihrer Gegenwart anzünden ließe; sie würden ihn auch nicht eher verlassen bis sein Bruder beerdigt wäre.

Hier ergriff er allen Franzosen die Hände, und sagte: „Weil alle Chefs und edle Offi„ciers es verlangen, daß ich auf der Erde blei„ben soll, so sey es darum, ich will mich „nicht tödten; daß man sogleich die Feuer wie„der anzünde, ich will erwarten bis mich der „Tod wieder mit meinem Bruder vereinigt.„ Ich bin alt und will bis an mein Ende hier mit den Franzosen wandeln. Hätten diese mich nicht abgehalten, so wäre ich mit meinem Bru-

(1) Die große Sonne hatte befohlen alle Feuer auszulöschen, welches bey diesem Volke nur geschicht, wenn das Oberhaupt der ganzen Nation gestorben ist.

Bruder gestorben, und die Wege würden mit Todten bedeckt worden seyn.

Dieser Fürst lebte nur noch ein Jahr nach seines Bruders Tode, und sein Enkel folgte ihm in der Regierung. Die Regierung dieses Prinzen war für die Colonie sehr nachtheilig. Aus der Folge dieser Erzählung werden Sie sehen, daß Sie ihre Erhaltung der Mutter dieses Oberhauptes einzig und allein zu verdanken hat; diese preßte von ihrem Sohne das Geheimniß einer allgemeinen Verschwörung wider unsre Nation, die sie vorzüglich liebte, aus.

Doch muß man den Wilden diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß der Entschluß, welchen sie faßten, alle Franzosen zu vertilgen, bey ihnen nicht aus Leichtsinnigkeit oder Unbeständigkeit herkam: die üble Aufführung eines Officiers, der diesen Völkern übel begegnete, die er hätte schonen sollen, machte ihre Wuth rege; freye und ruhige Leute, konnten nicht ertragen, daß sie in dem Lande ihrer Vorfahren, und zwar von Fremdlingen, die sie aufgenommen hatten, unterdrückt wurden. De S. Chepar, dem dieser Posten anvertrauet war, versäumete es, sich die Freundschaft der Franzosen und der Wilden, die ihm anvertrauet waren, zu erwerben; er begegnete allen übel, die ihm in seinen sträflichen Absichten nicht behülflich seyn wollten, und vertrauete die wichtigsten Posten Unterofficiers an, die ihm ergeben

waren.

waren. Sie sehen leicht ein, mein Herr, daß durch Vorziehungen von dieser Art, die der Subordination im Militairstande so sehr zuwider sind, die Ordnung des Dienstes sehr leiden muste.

M. Dûmont, der der nächste Officier nach ihm war, that ihm deswegen Vorstellungen, die aber nicht gehöret wurden, und darauf er durch nichts antwortete, als dadurch, daß er ihn arretiren ließ. Sobald dieser wieder frey war, so gieng er nach der Hauptstadt, um sich beym M. Perrier, der damals Gouverneur von Louisiana war, über diese Begegnung zu beklagen. M. de Chepar wurde zurück berufen, um sich wegen seiner Aufführung zu verantworten. Er stand auf den Point caßirt zu werden; aber seine Ränke und seine Freunde erhielten ihn: er wurde loßgesprochen, und zu seinem Kommando zurück geschickt.

Diese Demüthigung besserte ihn nicht, er führte sich auf wie zuvor, machte, daß ihn die Franzosen und die Wilden gleich verabscheueten, und trieb diese letzten endlich aufs äusserste. M. de Chepar war so eifrig sein Glück in kurzer Zeit zu machen, daß er der Sonne eines Dorfes, welches la Pomme hieß, befahl, dieß Dorf mit seinen Unterthanen zu räumen, und das Terrein ihm zu überlassen, weil er daselbst eine Plantage anlegen wollte, die ihm sehr beträchtliche Einkünfte hätte einbringen müssen. Dieser Cacique stellte ihm

vor,

vor, die Gebeine seiner Vorfahren ruheten allhier: aber seine Einwendungen waren vergebens; der französische Kommandant befahl der großen Sonne dies Dorf räumen zu lassen, und drohete ihm sogar, ihn geschlossen nach Neuorleans zu schicken, wenn er nicht gleich gehorchen würde. Er stand in der thörichten Einbildung, er könne diesem Oberhaupte der Nation, wie einem Sclaven begegnen, und bedachte nicht, daß er mit einem Manne zu thun hatte, der gewohnt war zu befehlen, und dessen Gewalt über seine Unterthanen unumschränkt war.

Die große Sonne hörte ihn an, und gieng von ihm weg, ohne sich seinen Zorn merken zu lassen; er versammlete seinen Rath, darin beschlossen wurde, dem Herrn von Chepar die Vorstellung zu thun, man müsse vorher ein neues Dorf anlegen, ehe man das alte räumen könnte, und hierzu würden zwey Monate erfordert.

Diese Entschliessung liessen sie dem Kommandanten durch einige Abgeordnete eröffnen, denen er sehr übel begegnete, und ihnen mit den härtesten Strafen drohete, wenn man ihm nicht das Dorf binnen einer sehr kurzen Zeit einräumete. Diese Antwort wurde der Versammlung zurück gebracht: worauf die Politik dieser Greise beschloß: man müsse suchen Zeit zu gewinnen, und unterdessen auf Mittel denken, wie man sich diese unangenehmen Gäste,

die sich zu ihren Tyrannen aufwürfen, vom Halse schafte. Weil sie wusten, daß M. de Chepar sehr geizig war, so schlugen sie vor, von ihm, unter der Bedingung, noch einige Monate Aufschub zu verlangen, daß ihm während dieser Zeit jede Cabane einen Tribut an Indianischem Korne, Feder-Wildpret und Fellen bezahlen sollte. Sein Geiz machte, daß er in dies Netz fiel; er nahm diesen Vorschlag an, doch gab er vor, er thäte es nur, um der Nation dadurch gefällig zu seyn, die er deswegen liebte, weil sie immer in Freundschaft mit den Franzosen gelebt hätte.

Das Oberhaupt der Wilden ließ sich durch diesen Schein der Uneigennützigkeit nicht blenden; er ließ sich seinen Rath nochmals versammlen, und eröffnete ihnen, der verlangte Aufschub sey zugestanden, und man müsse nun darauf bedacht seyn, ihn gut anzuwenden, und auf Mittel denken, sich von einer lästigen Abgabe, und vornemlich von dem tyrannischen Joche der Franzosen zu befreyen. Er stellte ihnen vor, diese Unternehmung erfordere ein unverletzliches Stillschweigen, gründliche Masregeln, und vornemlich viel Vorstellung; er empfahl ihnen, den Franzosen unterdessen noch mehr Freundschaft und Zutrauen zu bezeigen, über dasjenige, was zu thun wäre, reiflich nachzudenken, und sich wieder zu versammlen, sobald sie einen Anschlag würden ausfindig gemacht haben, von dem man einen guten Ausgang

gang

gang gewiß hoffen dürfte. Fünf oder sechs Tage berathschlagten sich diese edlen Greise unter einander, und versammleten sich hierauf wieder, in der einstimmigen Entschliessung, alle Franzosen zu ermorden. Der älteste in der Versammlung führte das Wort, und hielt, nachdem er ihr Oberhaupt gegrüßt hatte, folgende Rede:

„Wir sind schon seit langer Zeit überzeugt, „daß die Nachbarschaft der Franzosen uns mehr „Schaden als Nutzen bringt; wir Alten sehen „es ein, aber unsre Jugend will es nicht se„hen. Die Waaren aus Europa gefallen den „jungen Leuten, aber wozu dienen sie im Grun„de? die Sitten der Nation zu verderben, und „unsre Weiber und Töchter zu verführen und „sie stolz und eitel zu machen. Die Jünglin„ge befinden sich in eben dem Falle; die Ehe„männer müssen sich todt arbeiten, um die „prächtige Lebensart ihrer Weiber zu unterhal„ten. Ehe die Franzosen in unser Land kamen, „waren wir Menschen, wir begnügten uns mit „dem was wir hatten, und wandelten unsern „Weg ohne Furcht, denn wir waren damals „unsre eignen Herren; aber jetzo tappen wir „furchtsam und fürchten uns Dornen zu finden; „wir gehen wie Sclaven, wir werden es auch „bald seyn, denn sie begegnen uns schon als „ob wir solche wären. Wenn sie werden stark „genug seyn, so werden sie uns nicht mehr scho„nen, sondern uns Fessel anlegen: hat nicht ihr

„Anführer unserm Oberhaupte schon mit die„sem Schimpfe gedrohet, und ist der Tod nicht „besser als die Knechtschaft?„

Hier machte der Redner eine Pause, und fuhr, nachdem er sich erholet, fort:

„Worauf warten wir? wollen wir die „Franzosen sich vermehren lassen, bis wir nicht „mehr im Stande sind ihnen zu widerstehen? „Man hält uns für die klügsten unter den ro„then Menschen. Was werden die andern Völ„ker sagen? Sie werden sagen, daß wir die „dümmsten sind. Warum wollen wir also „länger warten? Lasset uns uns in Freyheit „setzen und zeigen, daß wir wahre Menschen „sind: wir wollen heut anfangen uns dazu anzu„schicken, unsre Weiber sollen uns Lebensmit„tel in Vorrath anschaffen, ohne zu wissen zu „welcher Absicht. Lasset uns die Friedenspfei„fe an alle Völker dieses Landes schicken, und „ihnen sagen, daß die Franzosen nichts anders „im Sinne haben, als unser Land zu erobern: „da sie in unsrer Nachbarschaft am stärksten „sind, so werden wir die ersten seyn, die ihre „Kette tragen müssen, und wenn sie mächtig „genug seyn werden, so wird die Reihe auch „an alle übrige Völker kommen. Lasset uns „ihnen zeigen, wie sehr sie verbunden sind die„sem Unglück vorzubeugen. Man kann es „aber nicht verhindern, als nur dadurch, daß „wir sie alle ausrotten. Es müssen sich alle „Völker mit uns zur Ausführung dieses Vor-

habens

„habens vereinigen, und die Franzosen müs-
„sen an einem Tage und an einer Stunde, an
„allen Orten zugleich, vernichtet werden: die
„Zeit dieses allgemeinen Blutbades sey der Tag,
„an dem der Aufschub zu Ende gehet, den uns
„ihr Chef zugestanden hat; auf diese Art kön-
„nen wir uns von dem Tribute befreyen, den
„wir uns aufgelegt haben, und dasjenige wie-
„der erhalten, was wir ihnen haben geben müs-
„sen. An diesem großen Tage der Freyheit
„müssen unsre Krieger mit ihren Feuerröhren
„bewafnet seyn; die Natches müssen sich unter
„die Franzosen mengen, es werden allemal
„vier von unsrer Nation, gegen einen von den
„ihrigen seyn; wir wollen ihnen Gewehr und
„Pulver, unter dem Vorwande einer allge-
„meinen Jagd, die wegen eines großen Festes
„gehalten würde, abborgen und ihnen Wild-
„prett versprechen. Die Flintenschüsse, wel-
„che bey dem Fort geschehen sollen, werden das
„Zeichen seyn, auf welches alle über die Fran-
„zosen herfallen. Um von diesem Coup allen
„möglichen Vortheil zu ziehen, wird erfodert,
„daß die übrigen Nationen unserm Beyspiele
„folgen, und in ihren Provinzen die Franzo-
„sen in eben dieser Stunde ermorden. Damit
„kein Irrthum vorgehe, müssen Bündel
„Stöcker von gleicher Anzahl gemacht und je-
„der Nation eines gegeben, und eines hier be-
„halten werden; sie sollen die Anzahl der Ta-
„ge bemerken, die man noch warten muß.

„Jeden Morgen muß ein Stock ins Feuer ge-
„worfen werden, und wenn nur noch einer
„übrig bleibt, so ist der Tag des Blutbades
„gekommen: es soll sich anfangen, wenn das
„erste Viertheil des Tages (das ist Morgens
„um neun Uhr) vorbey ist. Wir wollen alle
„auf einmal und von allen Seiten über unsre
„Tyrannen herfallen. Wenn wir diese erst aus-
„gerottet haben, so wird es leicht seyn, die-
„jenigen, welche aus dem alten Lande über die
„See kommen, zu verhindern, daß sie sich
„bey uns nicht fest setzen können. Vornemlich
„wird darauf zu sehen seyn, daß täglich genau
„ein Stock aus dem Bündel ausgezogen wer-
„de, und wir wollen hierzu einen Mann wäh-
„len, auf dem man sich verlassen kann, und
„die benachbarten Völker bitten, daß sie ein
„gleiches thun.„

Hier schwieg der Redner stille, und die Versammlung billigte seinen Vorschlag, vornehmlich gab ihm der Cacique aus dem Dorfe la Pomme seinen Beyfall. Dieser war besonders von dem Herrn Chepar beleidigt und man suchte ihn zu rächen. Aus Furcht, daß er seiner Rache verfehlen möchte, hielt er der Versammlung die übeln Folgen vor, wenn die Sache verrathen würde, und vermochte die Versammlung zu dem Entschlusse, daß die Verschwörung sogar vor den Weibern der Caciquen verborgen gehalten werden sollte. Nun war noch übrig, das Oberhaupt der Nation zu bewegen, daß

es diesen Entschluß genehmigte. Ob die oberste Sonne schon sehr geneigt war sich die Franzosen vom Halse zu schaffen, so schien ihm doch dieses Vorhaben zu grausam. Der Cacique aus dem Dorfe la Pomme übernahm es ihm dazu zu vermögen. Er war dafür bekannt, daß er einen sehr richtigen und durchdringenden Verstand hatte, und stand deswegen bey der Nation in großem Ansehen. Er stellte der großen Sonne die Nothwendigkeit dieses Schrittes vor, indem er ihm zeigte, was er selbst zu befürchten hätte. Der französische Commandant hatte ihm gedrohet ihn zu verjagen. Das Oberhaupt war jung, und deswegen leicht zu überreden und die Geschicklichkeit desjenigen, den er vor sich hatte, machte, daß er den Vorschlag billigte. Als den folgenden Morgen die Sonnen kamen ihren Oberherrn zu begrüßen, befahl er ihnen, sich nach dem Dorfe la Pomme zu begeben, doch ohne sich merken zu lassen, daß es auf Befehl geschehe. Dies geschahe pünctlich und der listige Cacique dieses Dorfes überredete sie alle mit in die Verschwörung zu treten. Man versammlete sogleich einen Rath von Sonnen und Greißen aus dem Adelstande: hierin wurde dieser Entschlnß noch einmal untersucht, und von allen einstimmig angenommen. Man ernannte aus den Alten die Gesandten an die übrigen Nationen, und gab diesen Krieger zur Bedeckung mit, und es wurde bey Lebensstrafe verbothen, von dieser Sache,

gegen wen es auch sey, das geringste zu reden. Die Gesandten reiseten hierauf alsobald, ohne daß die Franzosen das geringste davon wusten, ab.

Des tiefen Stillschweigens ungeachtet, welches man in dieser Sache beobachtete, wurde das Volk durch die Rathsversammlungen der Sonnen und Alten aus dem Adel beunruhigt. Es ist in allen Ländern der Erde nichts ungewöhnlichs, daß sich die Unterthanen bemühen, die Geheimnisse des Hofes zu errathen, doch konnte die Neugierde des Volks nicht befriedigt werden: die Sonnen, oder Prinzeßinnen hatten unter dieser Nation allein das Recht nachzufragen, warum man etwas vor ihnen verborgen hielte. Die Gemahlinn des jungen obersten Caciquen, welche nur 18 Jahr alt war, bekümmerte sich wenig darum: aber die Mutter des Souverains, die der gereitzte Arm genannt wurde, eine Frau von vielem Verstande, (welches sie selbst wohl wuste) empfand es übel, daß man etwas vor ihr heimlich hielt. Sie bezeugte hierüber ihrem Sohne ihre Unzufriedenheit, welcher ihr antwortete: diese Gesandtschaften waren abgeschickt, um das gute Vernehmen mit den benachbarten Völkern zu verneuern, denen man schon lange die Friedenspfeife hätte zuschicken müssen, und die sich durch diese Nachläßigkeit beleidigt hielten. Diese Entschuldigung besänftigte die Prinzeßinn, aber sie benahm ihr ihre Unruhe nicht. Diese ver-

vermehrte sich vielmehr, als sie sahe, daß sich die Sonnen, nach der Zurückkunft der Abgesandten, heimlich versammleten, und von diesen zu erfahren, wie sie wären aufgenommen worden: da dieses sonst gewöhnlich öffentlich geschahe.

Dies Verfahren brachte die Prinzeßinn in Zorn: wie, sagte sie zu sich selbst, man verheelt vor der ganzen Nation, was sie wissen soll, und man verheelt es auch selbst vor mir! Ihr Zorn würde sogleich ausgebrochen seyn, wenn ihn die Klugheit nicht unterdrückt hätte. Dies war den Franzosen ihr Glück, daß sie sich für verachtet hielt. Sie befürchtete mit Recht, daß, wenn sie sich ihren Verdruß merken liesse, man das Geheimniß um desto sorgfältiger vor ihr verbergen würde, und ihre Klugheit gab ihr ein gewisses Mittel an die Hand, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie beredete ihren Sohn, sie nach dem Dorfe la Pomme zu einer Verwandtinn zu begleiten, die, wie man sagte, sehr krank war. Sie führete ihn den weitesten Weg dahin, unter dem Vorwande, er sey der schönste, aber in der That, weil er von wenig Leuten betreten wurde. Sie hatte Einsicht genug zu muthmaßen, daß der Bewegungsgrund dieses Geheimnisses daher rührte, daß man etwas böses wider die Franzosen im Schilde habe, und die ausserordentliche Geschäftigkeit des Caciquen aus dem Dorfe la Pomme bekräftigte diese Muthmaßung. Als sie

sich mit ihrem Sohne an einem einsamen Ort befand, redete sie ihn also an:

„Hier wollen wir uns niedersetzen, ich bin „müde, und habe dir überdas etwas zu sagen. „Als sie sich gesetzt hatten, fuhr sie fort, öffne „deine Ohren mich zu hören; ich habe dich nie= „mals gelehrt zu lügen, sondern habe dir immer „gesagt, daß ein Lügner nicht werth ist ein „Mensch zu seyn, und daß einer von den Son= „nen, welcher lüget, die äusserste Verachtung, „auch sogar von den Weibern, verdienet; al= „so hoffe ich, du wirst mir die Wahrheit sa= „gen. Sage mir also, sind nicht alle Son= „nen Brüder? und dennoch verbergen sich alle „Sonnen vor mir, als ob meine Lippen zer= „schnitten wären, und ich meine Zunge nicht „zwingen könnte, oder kennest du mich, daß „ich ein Weib bin, die im Schlafe redet. „Ich bin in Verzweiflung, daß ich mich von „meinen Brüdern muß verachtet sehen, vor= „nemlich aber von dir. Wie! hast du nicht „unter meinem Herzen gelegen? Hast du nicht „meine Brüste gesogen? Habe ich dich nicht „mit meinem Blute genähret, und schlägt „nicht mein Blut in deine Adern? Würdest „du ein Fürst seyn, wenn du nicht mein Sohn „wärest? und hast du schon vergessen, daß du, „ohne meine Fürsorge, schon lange würdest „gestorben seyn? Alle Welt sagt dir mit mir,

„daß du der Sohn eines Franzosen bist (1):
„aber liebt mich heute mein eigenes Blut mehr
„als das Blut der Ausländer. Ich gehe heu-
„te neben dir wie eine Hündinn, ohne daß du
„auf mich siehest, und ich wundere mich, daß
„du mich nicht mit dem Fusse von dir stössest.
„Ich erstaune nicht, daß die andern sich vor
„mir verbergen: aber wie kannst du es, du,
„der du mein Sohn bist? Hast du jemals in
„unserm Volke gesehen, daß ein Sohn gegen
„seine Mutter ist mistrauisch gewesen? Du
„bist der einzige von dieser Art. Wie! so vie-
„le Bewegungen in der Nation, ohne daß ich
„die Ursach davon weiß, die ich die Mutter des
„Oberhauptes bin? Fürchtest du dich, daß ich
„dich abhalte, und zum Sclaven der Franzo-
„sen mache, wider die ihr etwas im Schilde
„führet? O wie müde bin ich dieser Verach-
„tung und des Lebens mit Undankbaren.„

Diese Rede drang ihrem Sohne durchs Herz, er wurde erweicht, vergoß Thränen,

(1) Diese Fürstinn hatte lange einen Officier von unsrer Nation geliebt, und man zweifelte gar nicht, daß er der Vater der großen Sonne sey, welches aber der Ehrfurcht nichts benahm, die seine Unterthanen gegen ihn hegten, denn es gaben in diesem Volke, wie ich schon angemerkt habe, die Mütter ihren Söhnen den Adel, und sie waren zufrieden, wenn sie die Mutter eines Menschen wusten, und bekümmerten sich sehr wenig darum, wer sein Vater seyn mochte.

und hörte diese Verweise mit einer den Amerikanern gewöhnlichen Gelassenheit, und der Ehrfurcht, die er seiner Mutter schuldig war, an, und gab ihr folgende Antwort: „Deine „Verweise sind Pfeile, die mein Herz durchbohren; ich habe dir nie verächtlich begegnet, „aber hast du jemals gehöret, daß man das „offenbaren dürfte, was die Greise in ihrer „Versammlung beschlossen? ist die Verschwiegenheit nicht eine Pflicht aller Menschen, „und soll ich nicht, weil ich ein Fürst bin, „andern hierin ein Exempel geben? Man ist „gegen meine Gemahlinn sowol geheimnißvoll „gewesen als gegen dich. Ob ich schon der „Sohn eines Franzosen bin, so hat man doch „kein Mißtrauen in mich gesetzt. Man hat „wohl vermuthet, daß dein großer Geist das „Geheimniß errathen würde, da man es aber „vor meiner Gemahlinn verbarg, wie konnte „man es dir entdecken. Weil du alles errathen hast, so kann ich dir nichts mehr sagen, „du weißt so viel als ich, verschliesse deinen „Mund. Ich war nicht bekümmert darum, „gab sie ihm hierauf zur Antwort, gegen wen „ihr so viele Vorsicht gebrauchtet; da es aber „wider die Franzosen gehet, so fürchte ich, ihr „habet keine gute Masregeln, sie zu überraschen, ergriffen. Denn ich weiß, daß sie „sehr klug sind, ob schon ihr itziger Befehlshaber wenig Verstand zeiget; sie sind tapfer, „und haben Waaren genug die Krieger der

„be=

„benachbarten Völker wider uns zu erkaufen. „Wenn ihr es nur mit rothen Menschen zu „thun hättet, so würde ich ruhig schlafen. „Ich bin nicht mehr jung, und das Leben ei„ner alten Frau hat wenig zu bedeuten, aber „das deinige ist mir lieb. Wenn eure Greise „glauben, es sey so leicht die Franzosen, wie „die Amerikaner, zu überfallen, so haben sie „sich gewaltig betrogen. Die Franzosen ha„ben Hülfsmittel, die uns fehlen, du weist, „sie besitzen das redende Zeug, (so nennen sie „das Papier).

Ihr Sohn antwortete ihr: sie habe wegen der genommenen Masregeln nichts zu befürchten, und nachdem er sie von allem unterrichtet hatte, was ich erzählt habe, so setzte er noch hinzu, daß das Bündel Stöcker auf einem Tische im Tempel läge.

Nachdem die Prinzeßinn alles erfahren hatte, was sie zu wissen verlangte, so stellte sie sich, als ob sie alles billigte, ließ hernach ihren Sohn in Ruhe, und war nur auf Mittel bedacht, dieses barbarische Vorhaben zu hintertreiben; die Zeit war kurz, und der Tag, den man zu diesem grausamen Blutbade angesetzt hatte, rückte herbey.

Diese Frau, die sich nicht entschliessen konnte, alle Franzosen durch die Verschwörung der Natches an einem Tage umkommen zu sehen, dachte darauf, wie sie dieselben benachrichtigte, daß sie auf ihrer Hut seyn möchten. Hier-

zu

zu bediente sie sich einiger jungen Mädgens, die Franzosen zu Liebhabern hatten, und befahl denselben ausdrücklich, niemanden zu sagen, daß diese Nachricht von ihr herkäme.

Herr Mace, Fähndrich bey der Garnison auf dem Fort, erhielt auf diese Art einige Nachricht von einer jungen Wilden, die ihn liebte, sie sagte ihm mit Thränen: ihre Nation sey willens alle Franzosen zu ermorden. M. Mace erstaunte hierüber, und befragte das Mädgen weiter: ihre ungekünstelten und aufrichtigen Antworten und ihr zärtlicher Schrecken liessen ihn nicht weiter an der Wahrheit der Verschwörung zweifeln, er gieng sogleich hin den M. de Chepar davon zu benachrichtigen, der ihn in Arrest schickte, weil er hätte wollen einen falschen Allarm verursachen. Sieben Einwohner, die auch Nachricht davon bekommen hatten, und sich Erlaubniß ausgebeten, sich mit Gewehr zu versehen, um sich wider alle Ueberfälle zu sichern, wurden ins Gefängniß geworfen. Der Kommandant hielt alle diese für furchtsame, und erzürnte sich, daß man ihm Mißtrauen gegen eine Nation einzuflößen suchte, die ihm so viel Ergebenheit bezeugte. Die Richtigkeit, mit der man die Abgaben bezahlte, machte ihn sicher, er vermuthete diese Politik der Wilden nicht, und ließ sich durch die Verachtung, in der sie bey ihm standen, verblenden, zu glauben, daß Menschen von dieser Art so vieler List nicht fähig wären.

Die

Die Sonne, der **gereizte Arm**, sahe mit Schmerzen, daß ihre Sorgfalt, die Franzosen zu erhalten, vergebens war, und sie entschloß sich, ihnen auch wider ihren Willen zu dienen. Da sie nicht alle erhalten konnte, so war sie wenigstens auf Mittel bedacht, die Menge der Schlachtopfer zu verringern. Zu diesem Ende schlich sie sich heimlich in den Tempel, und zog, ohne daß es die Priester merkten, einige Stöcker aus dem fatalen Bündel, in der Absicht, die zur Ausführung der Verschwörung angesetzte Zeit zu verkürzen. Sie sahe wol ein, daß, wenn die Natches die Franzosen ermordeten, die Nachricht hiervon denen Franzosen, die unter den andern Nationen wohnten, bald zu Ohren kommen würde, und daß diese alsdenn nicht ermangeln würden auf ihrer Hut zu seyn. Dies einzige Mittel, welches sie hatte ergreifen können, gieng glücklich von statten. Die Natches kamen an den letzten Stock, ohne zu merken, daß sie hintergangen waren, und fiengen, in der Ueberzeugung, ihre Bundesgenossen würden ein gleiches thun, das Blutbad, zu dem sie sich vorbereitet hatten, herzhaft an.

Im Jahr 1720 den 28 Dec. Morgens um 8 Uhr hatten sich die Wilden unter den Franzosen ausgebreitet. Einige Flintenschüsse, die das Zeichen seyn sollten, geschahen vor der Wohnung des M. de Chepar, und alsobald fielen alle über die Franzosen her.

Die Herren Kolly, erste Commissairs der indianischen Compagnie, wurden zuerst ermordet. Das einzige Haus des Herrn de la Loire des Ursins that einigen Widerstand, und seine Leute tödteten 8 Natches, ehe sie überwunden wurden. M. des Ursins, der eben ausgeritten war, eilte bey dem ersten Flintenschusse wieder nach Hause, er fiel aber unter einen Haufen von Wilden, und wurde, nachdem er sich tapfer gewehret, und vier von ihnen getödtet, mit Pfeilen zu todte geschossen; und dies war beynahe alles was ihnen dieser Ueberfall kostete. Sie tödteten an zwey tausend Menschen, und ihrer Wuth entkamen nur 20 Franzosen und 5 oder 6 Negern, davon noch die meisten verwundet waren. 150 Kinder, 90 Frauen und eben so viel Negers wurden zu Sclaven gemacht, in der Hoffnung, sie an die Engländer in Carolina zu verkaufen.

Während dieses Blutbades saß die große Sonne ganz ruhig unter einem Schoppen der Compagnie. Man brachte ihm zuerst den Kopf des französischen Kommandanten, und hernach aller vornehmen Franzosen, die er um den ersten herum setzen ließ. Die Köpfe aller übrigen wurden auf Pfäle gesetzt; die Leiber blieben unbegraben liegen und wurden eine Beute der Raubvögel. Den schwangern Weibern schnitten sie die Bäuche auf und erwürgten alle die, welche Kinder an der Brust hatten, weil ihnen die Thränen und das Geschrey derselben

unerträglich war. Die übrigen machten sie zu Sclaven und begegneten ihnen auf das allerunanständigste.

Einige wollen behaupten, M. de Chepar habe den Schmerz erdulden müssen, ein Zuschauer dieses erschrecklichen Blutbades zu seyn, und sey erst zuletzt ermordet. Er erkannte nunmehro, aber zu spät, daß die Nachrichten, die man ihm gegeben, gegründet gewesen. Die Wilden sagten ihm: ein Hund, wie er, sey unwürdig von der Hand eines Kriegers zu sterben, und übergaben ihn dem niedrigsten Pöbel, die ihn mit Pfeilen erschossen, und ihm hernach den Kopf abhackten.

Dies war das Ende eines Mannes, der nur seinem Eigensinne, seiner Grausamkeit und seinem Ehr- und Geldgeize folgte. Da kein Franzose von denen, die bey seinem Tode zugegen gewesen, der Grausamkeit der Wilden entgangen, so kann man nicht gewiß wissen, was für eine Todesart sie ihm angethan haben; genug, er hatte mit Völkern zu thun, die von Natur grausam sind, und die er beleidigt hatte. Eine sanfte Regierung würde sie an den Franzosen geneigt gemacht haben, die von diesem Volke große Vortheile zogen: aber so ziehet oft die ungeschickte Aufführung eines Menschen den Untergang einer ganzen Colonie nach sich. Man kann nicht vorsichtig genug in der Wahl derjenigen seyn, denen man das Kommando in diesen Ländern anvertrauet. Man

mag

mag sich von den Wilden vorstellen, was man will, so sind sie nicht immer leicht zu gouverniren. Man muß Klugheit anwenden, sich ihr Wohlwollen zu erwerben, und man beleidigt sie nicht ungestraft. Diese Geschichte ist ein Beweiß davon. Die Verschwörung der Natches war gewiß mit vieler List angezettelt, und wie unglücklich würde sie nicht für uns gewesen seyn, wenn nicht die Vorsehung besonders über uns gewacht hätte. Man war in der That der Prinzeßinn der gereizte Arm vielen Dank schuldig, aber es ist nicht recht bekannt, wie man sie belohnt hat.

Die Nationen, welche mit in der Verschwörung der Natches waren, und von der List, die bey diesen die Ausführung beschleunigt hatte, nichts wusten, glaubten verrathen zu seyn. Die Nation Chacta bildete sich ein, die Natches hätten ihnen keinen Antheil an der französischen Beute lassen wollen, und um den Franzosen zu zeigen, daß sie keinen Antheil an der Verschwörung gehabt, vereinigten sie sich mit ihnen wider jene. Die Natches lieferten sogleich die französischen Weiber und Negern, die sie zu Sclaven gemacht, wieder aus; einige Zeit hernach wurden sie in ihren Verschanzungen angegriffen, sie entflohen aber, während eines heftigen Ungewitters, nnd verliessen ihr Land. Man bekam ungefähr 1000 von ihnen gefangen, die nach Neuorleans gebracht, und hernach auf der Insel Domingo verkauft

wur-

wurden. Unter diesen war auch die große Sonne, seine Gemahlinn und Mutter, von denen man die angeführten Umstände erfuhr. Er mißbilligte dieses Blutbad, und sagte, seine Nation habe seine Jugend zu diesem Schritte verführt: er hätte die Franzosen immer geliebt, und seine Nation wäre durch die übele Begegnung des französischen Kommandantens, gegen ein freyes Volk, zu diesem verzweifelten Schritte gebracht. Die Franzosen begnügten sich mit diesem Bekenntnisse, und hielten ihn und seine Gemahlinn und Mutter sehr gut: weil sie aber von ihrem Volke entfernt leben musten, so starben sie bald alle vor Kummer. Seit dieser Zeit ist dies Land unbewohnt; und die Natches, welche zu schwach waren, den Franzosen zu widerstehen, sind zu den Tchicachats geflohen, wo sie eine Freystadt gefunden.

Wir haben hier noch immer ein Fort, aber die Colonie ist von weniger Bedeutung. Ein Mittel, sie wieder in Flor zu bringen, würde seyn, daß man andere Wilde ins Land zöge. Dies ist alles merkwürdige, was ich Ihnen von diesem Lande erzählen kann. Ich werde bald wieder von hier abgehen, und meine Reise fortsetzen, und ich schliesse diesen Brief mit der Versicherung, daß ich allzeit seyn werde, Mein Herr 2c.

Aus dem Lande der Natches den 10ten Sept. 1751.

IV. Brief.

An eben denselben.

Ankunft des Autors bey den Akankas. Erbärmlicher Tod der Leute des Ferdinand Soto. Betrachtung über die Narrheit derjenigen, die einen goldnen Berg gesucht. Ursprung des Dorado. Kurze Nachricht von dem Tode des M. de la Salle.

Mein Herr!

Nachdem wir ungefähr 120 Meilen Nordwerts von den Natches auf den Mißißippi herauf gerudert, ohne auf dieser ganzen Reise eine Plantage anzutreffen, so kamen wir zu einer Nation, die wegen ihrer Anhänglichkeit an die Franzosen berühmt ist, und die schon vor Zeiten durch die Unteruehmung des Ferdinand von Soto bekannt geworden ist. Ich habe mit einem alten Wilden, der das Oberhaupt dieses Landes ist, geredet, dieser sagte mir: er habe im Jahr 1682. den M. de la Salle hier gesehen, als dieser den großen Fluß S. Louis, der gemeiniglich Mißißippi, und von den Wilden Meschassepi, das ist alle Flüsse

oder

oder der große Fluß, genannt wird, untersuchte.

M. de la Salle besuchte diese Nation, als er den Fluß herunter schiffte: er machte Freundschaft mir ihr und nahm das Land im Namen Ludwig XIV. im Besitz. Nachdem er hier ein Kreutz und das Französische Wappen aufgerichtet, so schiffte er mit dem Strome, der sich in den großen Mexicanischen Golfo ergießt. An seiner Mündung nahm er die Höhe und fand sie 29 Grade Norderbreite. Hernach schiffte er den Fluß wieder herauf, bis an den Fluß in Neu Frankreich; von hier gieng er wieder nach Canada und hernach nach Frankreich zurück.

Bey seiner Ankunft bey Hofe machte er seine Entdeckungen dem Herrn Colbert und Seignelai bekannt, die ihm ein Patent vom Könige auswürkten, darin enthalten war, daß alle Länder, die er von Neu Biscaya bis nach Neu Frankreich entdecken würde, und alle Einwohner in denselben, so wol Franzosen als Wilde, unter seinen Befehlen stehen sollten.

Zu eben diesem Volke, die Akankas genannt werden, kam M. Joutel, als dieser, nach dem Tode des M. de la Salle, mit Wegweisern auf die Entdeckung des Flusses Mißißippi ausgegangen war. Dieser Officier ist der einzige, der hiervon zuverläßige Nachrichten geliefert. Ich glaube Ihnen einen Gefallen zu erweisen, wenn ich Ihnen einen kurzen Auszug

daraus mittheile. Sie werden darin die Geschichte des M. de la Salle und das Ende seiner unglücklichen Unternehmung finden.

Von der Geschichte des Ferdinand von Soto, will ich nur etwas weniges beybringen. Die Universalhistorie von Westindien berichtet uns, daß dieser große Capitain, der durch die Eroberung von Peru reich und stolz geworden, und seine Hände mit dem Blute der unglücklichen königlichen Familie der Inkas besudelt, in dieses Land, mit den tapfersten von seinen Truppen, einzudringen gesucht, um die Völker an dem Flusse, von denen ich Ihnen unten eine Beschreibung geben werde, unter das Joch zu bringen. Aber er kannte das Innere dieses weitläuftigen Landes ganz und gar nicht, und stand in der Einbildung, daß er hier eben solche weibische Völker antreffen würde, wie er in dem südlichen Amerika gefunden hatte; allein er fand sich in seiner Hoffnung betrogen, einen Theil seiner Truppen schlugen die Wilden mit Keulen zu tode, schunden die vornehmsten Officiers und hängten ihre Häute an den Thüren ihrer Tempel auf. Dis jagte den übrigen Spaniern eine solche Furcht ein, daß sie sogleich wieder zu Schiffe, und nach Europa zurück giengen.

Ferdinand von Soto starb, wie der Geschichtschreiber sagt, vor Schaam über den unglücklichen Ausgang seiner Unternehmung im Jahr 1543, und von dieser Zeit bis 1682 ist

kein

kein Europäer in dieses schöne Land gekommen.

Das Schicksal des M. de la Salle ist nicht glücklicher gewesen, als des Ferdinand de Soto seines.

Es ist keine Tugend so rein, die nicht sollte einige Flecken haben; dis ist das Loos der Menschlichkeit, und, was noch demüthigender ist, die größten Eigenschaften sind oft mit den größten Lastern vergesellschaftet. Dis soll der kurze Auszug aus dem Journal des M. de Joutel, den ich hier liefern will, bestätigen.

Herr Robert Cavalier de la Salle gieng den 24 Julii 1684, mit einem Geschwader von 4 Schiffen, die der Schiffshauptmann M. de Beaujeu anführte, von Rochelle unter Segel. Man brachte zu Rochefort 225 Personen, 30 Freywillige (1), einige Edelleute und eine Anzahl angenommene Handwerker und Mädgens auf diese Flotte. Herr de la Salle war mit auf dem Schiffe des M. de Beaujeu, gegen den er nicht das allergeringste Zutrauen blicken ließ. Auf alles, was ihm dieser Officier vortrug, antwortete er niemals etwas anders, als daß er

 mit

(1) Unter diesen waren drey Geistliche von S. Sulpice, davon der eine ein Bruder des M. de la Salle und die andern zwey seine Vettern waren, überdas 4 Franciscaner, die eine Mission bey den Wilden anfangen sollten. Er hatte auch zwey Neveus mit Moranget nnd Cavelier 14 Jahr alt.

mit einem sehr hohen Tone sagte: **dis ist gewiß nicht die Absicht des Königs.** Dis war gewiß nicht der Weg, einen Menschen, den er zur Erreichung seiner Absichten nöthig hatte, zu seinem Vortheile einzunehmen und jedermann fieng an, dieser Unternehmung, deren Häupter so entgegengesetzte Absichten zu hegen schienen, einen übeln Ausgang zu prophezeihen: die Zeit hat dis leider! genugsam bestätigt.

Den 28 Dec. 1684 entdeckte die Flotte das feste Land von Florida. Weil man dem M. de la Salle versichert hatte, daß die Ströme in dem Mexicanischen Meerbusen gegen Osten giengen, so zweifelte er nicht, die Mündung des Flusses Mißißippi müsse weit gegen Abend seyn, und dieser Irrthum war die Quelle alle seines Unglücks. Er ließ also gegen Westen steuern, er kam aber sehr langsam fort, weil er an den Küsten bleiben muste, und das zu finden, was er suchte.

Den 2 Januar 1685 war das Geschwader, wie man jetzt muthmaßet, nahe bey der Mündung des Mißißippi und den 10ten fuhr sie davor vorbey, ohne sie gewahr zu werden. M. de la Salle stand in der Meynung, sie müste auf der Höhe des Appalaches seyn, und setzte also seine Fahrt fort ohne seine Chaluppe ans Land zu schicken.

Man behauptet sogar, das Schifsvolk habe ihm diese Mündung gezeigt, er habe sich aber nicht

nicht die Mühe geben wollen, sie zu untersuchen, weil er fest gegläubt, sie könne an diesem Orte nicht seyn. Er war so eigensinnig, daß ihn nichts von seinen vorgefaßten Meinungen abbringen konnte.

Er wuste vielleicht nicht, oder ließ es doch aus der Acht, daß die größten Männer in der Welt den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen oft Leuten zu verdanken gehabt, die ihnen an Verdiensten bey weitem nicht gleich kamen, und das diejenigen die klügsten sind, die sich auch die Einsichten derer zu Nutze machen, die weniger Klugheit besitzen, als sie.

Einige Zeit hernach wollte er, auf eine Nachricht, die er von den Wilden erhalten, umkehren, aber M. Beaujeu schlug es ab, ihm diese Gefälligkeit zu erzeigen. Man schiffte also nach Westen fort, und in wenig Tagen befand sich die Escadre in der Bay S. Bernhard, aber ohne sie zu kennen. Diese Bay ist 100 Meilen gegen Westen von der Mündung des Mißißippi entfernt. Hier warfen sie Anker und schickten die Chaluppen aus, um zu erfahren, wo man wäre. Diese entdeckten einen schönen Fluß, an dessen Einflusse eine Sandbank ist, die nur 10 bis 12 Fuß Wasser hat. Diese Entdeckung wurde erst nach vielem Hin- und Herfahren gemacht, und nachdem man verschiedenemal Schiffsrath gehalten, worin niemals etwas beschlossen wurde, weil der eine allemal die Meynung des andern,

und zwar aus der einzigen Ursache, weil sie dieser vorgetragen, verwarf.

M. de la Salle glaubte nicht weit von der Mündung des Flusses entfernt zu seyn, und dem die Gegenwart des M. Beaujeu mehr hinderlich als nützlich war, entschloß sich hier seine Leute an Land zu setzen. Dieser Entschließung zufolge schickte er den 20 Febr. dem Kommandanten auf dem Schiffe la Flûte, Befehl zu, die schwersten Sachen, die er am Boord hätte, auszuladen, und in den Fluß einzulaufen. Er wollte selbst bey dieser Verrichtung gegenwärtig seyn, da aber unterdessen der Marquis de la Sablonniere und noch 5 oder 6 andere Franzosen, die in einem nahen Walde spatzieren gegangen, von den Wilden waren aufgehoben worden, so eilte er diesen zu Hülfe. Er war noch nicht weit vom Ufer, als er sahe, daß die Flûte im Begrif war an den Felsen unter dem Wasser zu scheitern, doch sein ungünstiges Schicksal, fügt Joutel hinzu, verhinderte ihn umzukehren, und diesem Unglücke vorzubeugen. Er setzte vielmehr seinen Weg nach dem Dorfe fort, wo man seine Leute hingeführet hatte. Als er dahin gekommen war, hörte er einen Canonenschuß, und zweifelte nicht, dis sey geschehen ihn zu benachrichtigen, daß sein Schiff gescheitert sey: und er betrog sich auch nicht in seiner Muthmaßung.

Diejenigen, welche bey diesem Vorfalle gegenwärtig waren, behaupteten, de St. Aigron,

der

der das Fahrzeug kommandirte, habe dieses Unglück mit Vorsatz veranlasset. Dieser Verlust hatte übele Folgen, und war unersetzlich, weil auf dem Fahrzeuge die Munition, das Geräthe die Werkzeuge und überhaupt alles, was zu einem neuen Etablissement erforderlich ist, gewesen war. M. de la Salle eilte nach dem Orte hin, wo das Unglück geschehen war, und fand das Schiffsvolk in einer gänzlichen Unthätigkeit. In dieser Noth ersuchte er den M. de Beaujeu um seine Chaluppe und seinen Kahn, und erhielt beyde ohne Schwierigkeit.

Zuerst rettete er die Equipage, hernach das Pulver, und darauf Wein und Brantwein, wovon man ungefähr 30 Fässer ans Land brachte. Wenn die Chaluppe der la Flûte der vom Schiffe le Joli hätte helfen können, so würde man beynahe alles gerettet haben, aber diese hatte man vorsetzlich untergehen lassen, und da endlich die Nacht einbrach, so muste man das Ausladen bis auf den folgenden Tag anstehen lassen. Nach einigen Stunden wurde der Wind, welcher von der See her wehete, stärker, und stieß die Flûte gegen einen Felsen, daß sie zerborst. Eine Menge Wasser fielen durch die Oeffnung, die sie bekommen, heraus, und wurden von den Wellen herum getrieben. Man merkte dieses nicht bis der Tag anbrach, da man noch Fässer mit Wein und Brantwein und einige mit Mehl, Fleisch und Hülsenfrüchten rettete, alles übrige gieng verlohren.

Um das Unglück vollkommen zu machen, wurden sie gewahr, daß sie von allen Seiten mit Wilden umgeben waren. Aller Sorgfalt ungeachtet, die man anwendete, sie zu verhindern, daß sie von der Verwirrung, in der man sich befand, keinen Vortheil ziehen möchten, stohlen sie doch einige Sachen weg, die man aus dem Schiffbruche gerettet hatte. Man merkte dieses nicht eher, als bis sie mit ihrer Beute fort waren. Sie hatten einige Kanots am Ufer zurück gelassen: diese nahm man zur Wiedervergeltung weg, sie kosteten aber weit mehr, als sie werth waren. In der Nacht kamen die Wilden wieder, um ihre Kanots abzuholen, und da sie die, welche sie weggeführt, schlafend darin fanden, so tödteten sie zwey Freywillige, die de la Salle sehr bedauerte, und verwundeten seinen Vetter und noch einen andern.

So viele Unglücksfälle, die Schlag auf Schlag folgten, schreckten viele von denen, die mit in dieser Unternehmung waren, ab, und unter andern auch die Ingenieurs Dainmaville und Mignet, die sich entschlossen nach Frankreich zurück zu kehren. Hierzu trugen die Reden der Feinde des de la Salle nicht wenig bey, die immer heimlich seine Aufführung tadelten, und seine Unternehmung für ungereimt und tollkühn erklärten. Er selbst zeigte bey diesen Vorfällen eine ausserordentliche Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Er ließ hier ein Vorrathshaus bauen und befestigte es, und weil er sich in den

Kopf

Kopf gesetzt hatte dieser Fluß könne wol ein Arm des Mißißippi seyn, so machte er sich fertig, ihn herauf zu segeln.

Man fieng sogleich an ein Fort anzulegen. Sobald man ziemlich weit damit gekommen war, so trug de la Salle den Joutel auf, es vollenden zu lassen, übergab ihm das Kommando darin, und ließ ihm ungefähr 100 Mann. Mit dem Ueberreste seiner Mannschaft gieng er zu Schiffe, mit dem Entschlusse, den Fluß soweit herauf zu fahren, als es ihm würde möglich seyn. Joutel blieb nur eine kurze Zeit in dem Fort, welches man angefangen hatte; die Wilden schweiften alle Nächte darum herum und die Franzosen vertheidigten sich gegen sie mit Verlust, wodurch sie von Tage zu Tage schwächer wurden. Den 14ten Jul. erhielt er vom de la Salle Ordre mit allen seinen Leuten zu ihm zu stossen.

Verschiedene tüchtige Leute waren von den Wilden getödtet, oder gefangen worden, viele waren durch Elend und Fatiguen umgekommen, und die Anzahl der Kranken vermehrte sich von einem Tage zum andern. Mit einem Worte, M. de la Salle befand sich in ausserordentlich kläglichen Umständen. Der Kummer verzehrte ihn, aber er wuste ihn zu verbergen, und diese Verstellung machte, daß sein Gemüth in eine unbiegsame Härte ausartete. Sobald er seine Leute zusammen hatte, so fieng er an sich zu etabliren, und zu befestigen. Er

war

war selbst der Baumeister seines Forts, und weil er jederzeit zuerst die Hand ans Werk legte, so arbeitete ein jeder, nach seinem Beyspiele, aus allen Kräften.

Dieser gute Wille bey allen seinen Leuten durfte nur aufgemuntert werden; aber de la Salle war nicht Herr über seine Gemüthsart. Selbst in der Zeir, da seine Leute durch die schweren Arbeiten erschöpft waren, und kaum so viel hatten, daß sie ihr Leben erhalten konnten, ließ er nichts von seiner gewöhnlichen Strenge und unbiegsamen Gemüthsart ab, welches jederzeit, vornemlich bey neuen Etablissements, nachtheilig ist. Es ist nicht genug, daß man Muth, Gesundheit und Wachsamkeit besitze, um solche Unternehmungen glücklich auszuführen: man muß noch andre Eigenschaften besitzen. Man muß sich zuweilen verstellen und die Augen zuthun, um das Uebel nicht zu vergrössern. Der Weg der Gelindigkeit ist allemal für einen Anführer der sicherste.

M. de la Salle strafte die geringsten Verbrechen mit einer unerhörten Schärfe: auch diejenigen, die am standhaftesten mit ihm aushielten, hatten sich nur selten eines freundlichen Wortes von ihm zu getrösten.

Dies war eine Ursache mit, daß alle seine Leute in eine langsame Krankheit verfielen, die mehr durch die Verzweiflung als durch schwere

Ar-

Arbeiten und schlechte Lebensmittel verursacht wurde.

Nachdem er sein Fort in Ordnung gebracht, so entschloß er sich weiter ins Land zu gehen. Den 12ten Jul. 1687 trat er die Reise an, und nahm den M. Cavelier seinen Bruder, seine zwey Vettern, den Pater Anastasius, einen Capuciner, den M. Joutel, Dühaut, Larcheveque, de Marle, einen Deutschen, mit Namen Hiens, den Feldscherer Lietot, den Piloten Teßier, einen Saget, und einen Wilden, der ein guter Jäger war, mit. Ich habe alle diese Namen genannt, weil unten von ihnen Meldung geschehen wird.

Je weiter man in das Land kam, um desto volkreicher fand man es, und als sie noch ungefähr 40 Meilen von den Cenis entfernt waren, so erfuhren sie, daß unter diesen ein Franzose lebte. Dies war ein Bretagnischer Bootsmann, er hatte sich verlohren, als M. de la Salle das erstemal auf dem Flusse herunter gesegelt war, und lebte seit 1682 unter den Cenis, die ihn aufgenommen hatten. Er hatte keine Hoffnung gehabt Europa wieder zu sehen, und nur ein Zufall konnte ihm die Mittel dazu verschaffen. Joutel suchte ihn unter den Indianern auf, und er hatte diese kaum verlassen, als er ein Zeuge einer Schandthat seyn muste.

Den 17ten May war Moranget auf der Jagd, und hatte, wie man erzählt, dem Dühaut, Hiens und dem Feldscherer Lietot mit

Worten übel begegnet. Diese drey Leute entschlossen sich, sich ihn so bald als möglich vom Halse zu schaffen, und bey dem Bedienten und den Wilden des de la Salle, der Nika hieß, den Anfang zu machen, weil diese den Moranget begleiteten, und ihn vielleicht hätten vertheidigen können. Sie eröffneten auch ihren Anschlag dem Larcheveque und dem Piloten Teßier, welche ihn billigten, und versprachen ihn mit ausführen zu helfen. Dem Herrn Marne, der bey ihnen war, und den sie gern entfernt hätten, sagten sie nichts davon. In der folgenden Nacht, als diese Unglücklichen, die sie ihrer Rache aufopfern wollten, schliefen, gab Lietot einem jeden von ihnen verschiedene Schläge mit der Axt auf den Kopf, wovon der Wilde und der Bediente sogleich starben. Moranget richtete sich auf, doch ohne ein Wort zu reden, und die Mörder zwangen den Herrn Marne, ihm den Rest zu geben, indem sie ihm droheten, wenn er es nicht thun würde, mit ihm eben so umzugehen, wie mit den drey andern. Auf diese Art suchten sie ihn in ihre Schandthat zu verwickeln, um sicher zu seyn, daß er sie nicht anklagen durfte.

Eine Bosheit ist immer mit Unruhen begleitet, und die grösten Bösewichter sind nicht im Stande diese gänzlich zu unterdrücken. Die Mörder sahen ein, daß es ihnen sehr schwer fallen würde, sich der gerechten Rache

des M. de la Salle zu entziehen, und entschlossen sich deswegen ihm zuvorzukommen. Nachdem sie sich über die Mittel hierzu berathschlaget hatten, so fasseten sie den Schluß, ihm entgegen zu gehen, alle die zu ermorden, die um ihn wären und sich auf die Art einen Weg zu der Ermordung ihres Oberhauptes zu bahnen.

Einen solchen Entschluß konnte ihnen nur die blinde Verzweiflung eingeben, welche die Verbrecher in den Abgrund stürzet, den sie sich zubereitet haben. Ein Zufall, den sie nicht hatten vorhersehen können, begünstigte ihr Vorhaben, und lieferte ihnen ihren Raub in die Hände. Ein Strohm, der sie vom Lager absonderte, und der in der Zeit, daß sie herüber gegangen, sehr angewachsen war, hielt sie zwey Tage auf. Dieser Aufschub, der sie in ihrem Vorhaben zu verhindern schien, erleichterte ihnen die Ausführung desselben. M. de la Salle wurde unruhig, daß sein Vetter mit den zwey Leuten, die er mitgenommen hatte, nicht zurück kam, und entschloß sich, selbst hin zu gehen und ihn zu suchen. Man bemerkte in dem Augenblicke, da er sich auf den Weg begab, eine Unruhe an ihm, die ihm nicht gewöhnlich war, und er erkundigte sich sehr genau, ob Moranget mit jemanden Streit gehabt hätte?

Hierauf rief er den Joutel zu sich, befahl ihm das Lager an, und daß er oft die Ronde

gehen, und Niemanden erlauben sollte sich davon zu entfernen; er sollte auch Feuer anzünden lassen, damit ihm der Rauch behülflich wäre, das Lager wieder zu finden, wenn er sich etwa verirren möchte. Er gieng den 20ten mit dem Pater Anastasius und einem Wilden weg. Als er an den Ort kam, wo sich die Mörder versteckt hatten, so sahe er einige Adler, und schloß daraus, daß sich daselbst ein Aaas befinden müste. Hier that er einen Schuß mit der Flinte, worauf die Verschwornen, welche ihn noch nicht beobachtet hatten, ihr Gewehr in Bereitschaft setzten. Dühaut und Larcheveque giengen über den Strom, der zwischen ihnen und dem de la Salle war, und da sie ihn langsam auf sie zukommen sahen, so blieben sie stehen. Dühaut versteckte sich ins Gesträuch und hielt den Hahn an seiner Flinte gespannt, Larcheveque aber gieng noch ein wenig weiter. Kurz darauf erkannte ihn de la Salle und fragte ihn, wo sein Vetter wäre? worauf er antwortete: er müste sich verirret haben. In diesem Augenblicke gab Dühaut Feuer auf ihn, M. de la Salle bekam die Kugel in den Kopf und fiel todt zur Erde.

„O ihr alten Einwohner dieser Erde, ihr „Bürger der Wälder, die ihr in den Hö„len herum irret, und deren wilde Grob„heit Europa in dem Schooße der Weich„lichkeit verachtet, redet, hat die Sonne,

„die

„die eure Wälder bescheinet, jemals solche
„Schandthaten bey euch gesehen?

Thomas.

Diese Ermordung geschahe am 20ten May 1687 im Lande der Cenis. Als der Pater Anastasius den de la Salle vor seinen Füßen niederfallen sahe, so vermuthete er, die Mörder würden ihn eben so wenig verschonen, wenn es auch nur geschähe, um einen Zeugen ihrer Bosheit aus dem Wege zu räumen. Doch Dühaut nahete sich zu ihm, und versicherte ihm, die Handlung, welche sie begangen, wäre ein Streich ihrer äussersten Verzweiflung; sie hätten schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, sich an dem Moranget zu rächen, der ihr Verderben gesucht hätte. Der Pater Anastasius gab dem M. de Cavelier die erste Nachricht von dem Tode seines Bruders. Dieser sagte zu den Verschwornen, daß wenn sie beschlossen hätten, sich ihn auch vom Halse zu schaffen, so verziehe er ihnen seinen Tod im voraus; und bäte sich nur eine viertel Stunde Zeit aus, um sich zum Tode zu bereiten. Ihre Antwort war: er habe nichts zu befürchten, es wäre Niemand, der sich über ihn beklagte.

Joutel war damals eben nicht im Lager Larcheveque, der sein Freund war, eilte deswegen zu ihm, um ihn zu hinterbringen, sein Tod sey beschlossen, wenn er nur das geringste Mißvergnügen über das, was vorgegangen wäre, merken liesse, oder die Autorität, wel-

che ihm de la Salle gegeben, zu behaupten suchte; wenn er aber ruhig bliebe, so würde er nichts zu befürchten haben. Joutel, der von Natur eine sehr sanfte Gemüthsart hatte, antwortete, er würde sich so verhalten, daß man damit zufrieden seyn würde, und er hofte, daß bisher Niemand Ursache gehabt über ihn zu klagen, und kehrte hierauf ins Lager zurück.

Sobald Dühaut ihn ansichtig wurde, schrie er: ein jeder müsse nach der Reihe herum das Kommando führen. Er hatte sich schon selbst die Autorität eines Anführers gegeben, und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er sich des Vorrathshauses bemächtigte. Er theilte es hernach mit dem Larcheveque, und sagte, es gehöre alles ihm. In dem Magazin waren ungefähr für 30000 Livres Waaren und 25000 Livres an geprägtem Gelde und Silbergeschirre.

Die Mörder hatten die Uebermacht und die Dreustigkeit auf ihrer Seite, sie hatten gezeigt, daß sie zu den grösten Bosheiten fähig wären, und es unterstand sich daher Niemand, sich ihnen zu widersetzen. Es dauerte aber nicht lange, so kam Uneinigkeit unter sie: sie konnten sich über die Theilung der Casse nicht vergleichen, und als sie darüber handgemein wurden, so schoß Hiens den Dühaut mit der Pistole durch den Kopf, daß er einige Schritte von der Stelle, wo er gestanden, todt zu Boden

den fiel. In eben diesem Augenblicke lösete Rütel, der Matrose, den Joutel von den Wilden wieder gehohlt hatte, seine Musquete auf den Lietot. Dieser Elende, welcher drey Kugeln im Leibe hatte, lebte noch wenige Stunden. Also wurden diese beyden Bösewichter, davon der eine den de la Salle, und der andre seinen Vetter ermordet hatte, selbst die Opfer des Geistes des Aufruhrs, den sie in dieser unglücklichen Colonie ausgebreitet hatten.

Die Wilden wusten nicht, was sie von diesen Mordthaten denken sollten, und ärgerten sich sehr daran. Sie hatten Recht und konnten mit mehr Grunde die Franzosen für Barbaren halten, als wir sie als solche betrachten.

Dis war das klägliche Ende des Robert Cavelier Herrn de la Salle, eines Mannes, dem seine Fähigkeit, sein großer Verstand, sein Muth und die Standhaftigkeit seiner Seele, zu großen Unternehmungen geschickt machte, wenn er sich nur, bey diesen Vorzügen, hätte können zum Meister seiner finstern und storrischen Gemüthsart machen, die Schärfe, oder vielmehr die Härte seines Naturels mäßigen, und den Stolz unterdrücken, mit dem er nicht nur denen, die unter seinen Befehlen standen, sondern auch andern, die ihm gleich waren, begegnete. Das traurigste für das Andenken dieses Mannes ist, daß ihn kein Mensch bedauret hat, und daß der üble Ausgang seiner Unternehmung ihn den Namen eines unbeson-

nenen Wagehalses bey denen zugezogen, die die Sachen nach dem äußern Scheine beurtheilen. Zum Unglück ist dis gemeiniglich der gröste Hause, und öfters die Stimme des Publicums. Man hat auch mit Recht an ihm getadelt, daß er niemals jemanden zu Rathe gezogen, und daß er seine eignen Angelegenheiten durch seinen Eigensinn ruinirt. (1)

So endigte sich diese unglückliche Unternehmung; viele Umstände kamen zusammen, die verursachten, daß sie fehl schlagen muste. Sie würde wenigstens zum Theil die Absicht erreicht haben, die man sich dabey vorgesetzt habe, wenn man, wie viele davor hielten, nur den einzigen Zweck gehabt hätte ein Etablissement an der Mündung des Flusses Mißißippi anzulegen. Es ist ausgemacht, daß de la Salle, gleich nachher als er vom Beaujeu in der Bay St. Bernhard verlassen wurde, einsahe, er sey dem Flusse,

(1) Um die erschreckliche That des Dühaut zu beschönigen, hat man vorzugeben gesucht: de la Salle habe mit eigner Hand den jungen Dühaut und noch verschiedene andre getödtet, und daß die Verzweiflung und die Rache der Verschwornen, welche von seiner Strenge und Ungerechtigkeit ein gleiches Schicksal befürchtet, zu diesem Morde angereizt habe. Man muß gegen diese Verläumdungen desto mehr auf der Hut seyn, da es gewöhnlich ist, die Fehler der Unglücklichen zu vergrößern, und ihnen solche anzudichten, die sie nicht gehabt haben.

Flusse, den er suchte, gegen Westen, und wenn er nur die Absicht gehabt hätte, ihn zu suchen, so würde er gleich auf der ersten Reise, die er zu den Cenis that, von diesen Wilden haben Wegweiser erhalten können, wie denn auch Joutel in der Folge welche von ihnen bekam (1), aber er war begierig sich den Spaniern zu nähern und Nachricht von den Bergwerken von St. Barbe einzuziehen, und auch einen goldnen Berg zu finden. Weil er zu viel unternahm, so richtete er nicht nur gar nichts aus, sondern verursachte auch; daß er und alle seine Leute umkamen, es hat ihn daher auch niemand beklagt.

Ehe ich diesen Brief schließe, sey es mir erlaubt einige Betrachtungen über die Narrheit der Menschen anzustellen.

Der Geiz der Spanischen Anführer muß gewiß sehr groß gewesen seyn, weil er sie reizte

(1) Herr Joutel fand den Mißißippi mit Hülfe der Wilden, die ihn zuerst nach den Akankas und von diesen nach Canada führten, wo er mit einem Priester, einem Capuciner, einem Soldaten, einem Bootsmanne, einem Bürger, und einem Wilden, welches gewiß eine sonderbare Gesellschaft war, ankam. Diese wenigen sind von dieser Unternehmung übrig geblieben. Der Ueberrest der unglücklichen Colonie kam theils durch die Wilden, theils durch die Spanier um, welche diejenigen, die sie zu Gefangenen bekamen, zur Arbeit in die Bergwerke schickten.

einen eingebildeten goldenen Berg zu suchen, unterdessen, daß alle Länder, die sie erobert hatten, voll von diesem Metalle waren. Dis beweiset, daß alle Schätze der Welt nicht zureichen den Menschen zu befriedigen, wenn die Begierde nach Reichthümern sich seines Herzens bemeistert hat.

Die Spanier waren mit den Schätzen aus Peru nicht zufrieden: sie wollten ein Dorado, das ist, ein Land, darinn die Felsen und Steine von Gold sind, entdecken. Die Indianer, die die Begierden ihrer Feinde zu reizen, und sie von ihren Ländern zu entfernen suchten, hörten nicht auf, ihnen das Gold und die Diamanten und Perlen des glücklichen Landes, das sie zu finden wünschten, zu rühmen.

Die Begierde, welche sie hatten, sich ihren unangenehmen Gästen befreyet zu sehen, machte, daß sie alles anwendeten dieselben zu überzeugen, es gebe in der That ein solches Land. Die Spanier glaubten diese Nachrichten, weil sie ihnen angenehm waren, und man behauptet, dis sey der Ursprung dieses berühmten Landes mit goldenen Bergen, davon man so viel in der Welt geredet hat.

Das Gerücht gieng damals, man käme über eine lange Kette von Bergen, die mit Schnee bedeckt wären, in eine sehr bewohnte Ebene, und dieses sey das so sehr gewünschte Land.

Der erste, der ausgieng es aufzusuchen, war Quesada, dieser machte sich mit 250 herz-

haften

haften Soldaten auf den Weg. Am Tage des heil. Jacobs entdeckten sie von der Höhe eines Berges sehr weitläuftige Ebenen, die von weiten wie eine See aussehen. Sie stiegen den Berg herunter und fiengen an, an dem Fuße desselben eine Stadt zu bauen, die sie San Yago, dem Tage, an dem sie diese Ebene entdeckt, zu Ehren nannten. Sie gaben ihr noch den Zunamen Cas Atalajas (1), um die Absicht ihrer Unternehmung zu bemerken, welche war, das Dorado zu suchen. Diese Stadt stehet noch jetzo und zwar an dem Orte, wo sie auf der Charte gezeichnet ist, als ein Denkmahl, welches die Nachkommenschaft zur Entdeckung des Landes mit goldenen Bergen anzureizen scheinet. Quesada gieng mit unerhörten Beschwerlichkeiten durch den Wald l'Ayrico und kam 1543 nach Timana, nachdem er beynahe alle seine Leute verlohren.

In eben dem Jahre unternahm Orellana diese Reise: er gieng von Peru aus, schiffte den Maragnon, oder Amazonenfluß herunter, stieg an einem von seinen Ufern ans Land, und versäumte nichts um den goldenen Berg zu finden: aber alle seine Mühe war vergebens, und er hatte von dieser Unternehmung weiter nichts, als die Ehre, eine der erschrecklichsten Reisen,

(1) Atalajas heißt im Spanischen untersuchen oder entdecken.

wovon man jemals reden gehört, gethan zu haben. Um eben diese Zeit machte sich Philip de Ure, welcher befürchtete, Quesada möchte von dieser Entdeckung allein Nutzen ziehen, von Coro, in der Provinz Venuezuela, auf den Weg. In seiner Gesellschaft waren Aquito, der Lieutenant Velalcazar und 120 Mann. Da ihn aber ein Cacique benachrichtigte, daß der größte Theil der Leute des Quesada in dieser Unternehmung umgekommen, so wendete er sich gegen Süden den Fluß Guabari herunter, und kam der Erzählung des Pater Simon und Piedrahata zufolge bis an das erste Volk der Omagnas und zwar in sehr kläglichen Umständen, aber was thut man nicht ums Gold? Auri sacra fames quid non pectora cogis!

„Lasset uns die größten Capitains von unserer Nation fragen, sagt ein Spanischer „Schriftsteller, lasset uns den Engländer Keymise und die übrigen Anführer von seiner Nation „fragen (1): Meine Herren! warum unternehmet ihr diese Reise? warum setzt ihr euch in eure Schiffe so vielen Gefahren auf dem Meere „aus? Lasset uns an den Quito, die beyden Pizares, an den Santa Fe de Bagota, die Quesadas, den Maragnon, Orellana, Meta, Barrio, und

(1) Es ist noch nicht 100 Jahre als Keymise unternahm das goldene Land zu entdecken.

„und viele andre große Capitains wenden. Warum gebet ihr euch so viele Mühe, wozu so viele Truppen und gefährliche Reisen in entlegene Länder? Alle werden antworten, wir suchen das berühmte und reiche Dorado, verwundert euch nicht über unsre Unternehmungen. Ist es nicht natürlich, daß man sich große Mühe gebe, um die größten Schätze in der Welt zu bekommen? und warum hatte Peru nöthig so viel Menschenblut zu vergießen, um sie zu finden?„

Es ist nun leicht zu urtheilen, was man von einer Unternehmung halten soll, die zum Zweck hat, in der Ferne mit so vielen Gefahren und Kosten Schätze zu suchen, die man in der Nähe in Sicherheit schon hat.

Aber wozu dient es über diese Sache viel zu philosophiren? die Zeit, welche ich mich noch hier aufhalte, werde ich anwenden, noch einen Brief an Sie zu schreiben, darinn ich Ihnen alles Merkwürdige melden werde, was ich von der Politik und Regierungsform der Völker, die diese Länder bewohnen, erfahren habe. Ich bin, Mein Herr ꝛc.

Von Akankas, den 29ten October 1751.

V. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung der Sitten der Akankas, ihre Religion, ihre Art Krieg zu führen. Die Fruchtbarkeit ihres Landes.

Mein Herr!

Die Beschreibung, die ich Ihnen jezo von dem Charakter dieser wilden Nation liefern werde, soll Ihnen, wie ich hoffe, eine allgemeine Idee, von dem Charakter aller Völker des Nördlichen Amerika geben. Sie sind in der That in ihren Sitten und in ihrer Denkungsart, vornemlich in den Begriffen, die sie von einem höchsten Wesen haben, welches sie Coyokopchill, das ist der große Geist oder der Herr des Lebens, nennen, sehr wenig von einander unterschieden.

Die Akankas wohnen an einem Flusse, der ihren Namen führet. Dieser Fluß entspringt in Neu Mexico, und fällt in den Mißißippi. Diese Wilden sind groß und wohlgebauet, dabey tapfer, gute Schwimmer, sehr geschickt zur Jagd und zum Fischen, und den Franzosen sehr ergeben, wovon sie bey vielen Gelegenheiten Beweise geben.

Ich

Ich habe in meinem letzten Briefe eines alten Wilden Erwehnung gethan, der den M. de la Salle gesehen hatte. Dieser gute Wilde versicherte mich: er habe von der Zeit an eine große Hochachtung gegen die Franzosen gefaßt: die Franzosen wären die ersten weißen Menschen gewesen, die er gesehen, und er hätte sie hernach jederzeit seiner Nation empfohlen, und diese, als ihr Oberhaupt angehalten, niemals andere Europäer, als die Franzosen für Alliirte zu erkennen. Diese Empfehlung machte den Franzosen die ganze Nation zu Freunden, und haben sie sich nachmals nicht in die Verschwörung wider sie, die die Natches angezettelt, einlassen wollen. Diese Gerechtigkeit bin ich der guten Nation schuldig, welche in einen beständigen Krieg mit den Tchicachas, die die Natches aufgenommen, verwickelt sind.

Das Land der Akankas ist eins der fruchtbarsten in der Welt, und der Boden ist hier so gut, daß er das Europäische Korn, alle Arten von Hülsenfrüchten, und viele andre Gewächse, die in Frankreich unbekannt sind, beynahe ohne Cultur hervorbringt. Wildpret von aller Art, als wilde Ochsen und Ziegen, Hirsche, Bären, Tyger, Leoparden, Füchse, wilde Katzen, Kaninchen, indianische Hähne, Birkhüner, Fasanen, Rebhüner, Wachteln, Turteltauben, Störche, wilde Enten, Gänse, Wasserhüner, gelbe Kybitze, Becaßinen, Amseln, Staare und andre Vögel, die man

in Europa nicht kennet, findet man hier im Ueberfluß.

Als ich bey den Akankas ankam, empfiengen mich die jungen Krieger mit dem Tanze der Friedenspfeife. Sie müssen wissen, mein Herr, daß bey diesen Völkern nichts wichtiges ohne Tanzen geschicht. Sie haben Tänze der Religion, der Gesundheit, des Vergnügens, der Feierlichkeiten des Krieges, des Friedens, der Heirathen, des Todes, des Spiels, der Jagt und der Unkeuschheit, welche letztere, seit unsrer Ankunft in Amerika, abgeschaft sind.

Der Tanz der Unkeuschheit wurde des Nachts insgeheim bey dem Scheine eines großen Feuers gehalten. Alle die, welche in diese schlüpfrige Gesellschaft kamen, waren verbunden an den Pfosten zu schlagen (1), das heißt: zu schwören, daß sie nichts von dem allen entdecken wollten, was sie auf diesem liederlichen Balle sehen oder thun würden. Die Tänzer von beiderley Geschlecht erschienen hier

ganz

(1) Wenn die Wilden schwören, so schlagen sie mit einer Keule an einen Pfosten, erinnern sich der tapfern Streiche, die sie im Kriege gethan, und versprechen dabey ihr Wort heilig zu halten. Ein auf diese Art geschworner Eyd ist bey ihnen unverletzlich. Ein Cacique schwört, wenn er Oberhaupt wird, seine Nation wohl zu regieren, und schlägt an den Pfeiler, und er kann zu dieser Würde nicht gelangen ohne diesen Eyd zu schwören.

ganz nackend mit unehrbaren Stellungen und Gebehrden, sie sangen dabey unverschämte Lieder, mit deren Uebersetzung Sie mich verschonen werden, ob es gleich bey ihnen nur Galanterien waren.

Unter denen Akankas giebt es sehr geschickte Leute, die selbst unsre Taschenspieler in Verwunderung setzen würden. Ich habe einen gesehen, der in meiner Gegenwart ein Stück machte, welches ihnen unglaublich vorkommen wird. Ein Gauckler, nachdem er verschiedene Posituren gemacht, verschluckte eine Ribbe von einem Hirsche, die 17 Zoll lang war, und zog sie hernach mit seinen Fingern wieder aus dem Magen. Dieser Akankas gieng auch nach Neuorleans, seine Geschicklichkeit dem Gouverneur und den übrigen Officiers der Garnison zu zeigen; dies nennen die Wilden ein Arzt seyn.

Die Art, wie die Akankas den Krieg ankündigen, ist folgende. In der Cabane ihres Oberhauptes wird ein Fest gehalten, daran Hundesleisch gegessen wird, welches die vornehmste Speise der Krieger ist, denn weil der Hund so tapfer ist, daß er sich für seinen Herrn todt schlagen läßt, so glauben sie, sein Fleisch müsse Stärke geben. Es wird auch derjenige, welcher den Feinden einen Hund tödtet, gleich zum Krieger erklärt; er muß aber das Fell von dem Kopfe des Hundes, den er getödtet, bringen, gleich als ob er den Kopf eines Feindes bräch-

brächte, ohne dieses wird ihm nicht geglaubt. Die Wilden halten viele Hunde, so wol zur Jagd, als auch sie vor Ueberfälle von ihren Feinden zu bewahren.

Nach diesem Feste, davon ich oben geredet habe, versammlet der Anführer die Krieger.

Die Versammlung wird mitten im Dorfe, in einer dazu bestimmten Cabane, die sie die Cabane des Raths nennen, gehalten. Der Anführer und die Angesehensten setzen sich nach ihrem Range auf Matten oder Tygerfelle. Wenn sie sich gesetzt haben, so tritt der Sprecher in die Mitte der Versammlung, und hält mit lauter Stimme eine Rede: er stellet seiner Nation vor, daß es ihr schimpflich seyn würde, die Beleidigung nicht zu rächen, welche ihn von dem und dem Volke angethan worden, wenn sie dieses nicht ahndeten, so würde man sie als Weiber ansehen (1). Alsobald giebt die ganze Versammlung ihren Beyfall, indem sie ausrufen: Heu! Heu! Hierauf nimmt der Anführer einen Bündel Stöcker, und trägt ihn in der Versammlung herum; wer mit zu Felde gehen will, ziehet einen heraus, und dis ist ihre Werbung.

Den nächsten Tag darauf gehen die Weiber im Dorfe herum und schreien: „Ihr Jüng„linge

(1) Wenn man einen Wilden ein alt Weib nennt, so ist dieses eine Beschimpfung, und bedeutet einen Menschen ohne Herz und Muth.

„linge und Krieger, die ihr Stöcker gezogen, „gehet in den Krieg, rächet den Tod unsrer „Anverwandten, unsrer Bundesgenossen und „Freunde, und kommt nicht eher wieder, bis „ihr vom Blute unsrer Feinde bespritzt seyd, „und uns ihre Haare (1) bringt.

Hierauf versammlen sich alle, die Stöcker gezogen, im Hauptquartier. Ein junger Wilder mahlt alsdenn eine rothe Keule. Diese Keule wird auf die Gränze des feindlichen Landes getragen, wo man einen Einschnit an einem Baume macht, und daran mit roth zwey Pfeile mahlt. Dis ist bey ihnen das Symbolum des Krieges: die rothe Farbe bedeutet, daß die Nation nichts als Rache athmet, und nicht eher besänftiget werden kann, bis sie das Blut ihrer Feinde vergossen.

Ehe sie zu Felde ziehen, ruft das Oberhaupt der Nation noch eine Versammlung zusammen, darauf gewöhnlich ein Festin folgt, zu dem die Bundesgenossen eingeladen werden. Der

(1) Die Wilden haben die Gewohnheit ihren Feinden, die sie im Kriege tödten, die Haut mit den Haaren vom Kopfe abzuziehen, und sie rechnen den Verlust derselben nach der Anzahl von diesen Häuten, die sie, als Siegeszeichen, an einer Stange mit nach Hause bringen. Wir bezahlen ihnen gewöhnlich für jedes solches Fell von unsern Feinden, auf Rechnung des Königs, zehn Thaler an Kaufmannswaaren.

Der Anführer biethet dabey den Alliirten ein Bund Stöcker dar, um sie anzuwerben, daß sie als Hülfsvölker mit zu Felde gehen. Am Ende des Schmauses wird getanzt und der Kriegsgesang gesungen (1). Dieser Tanz, bey dem alle junge Leute roth gemahlt sind, ist sehr artig anzusehen. Der, welcher den Ueberfall tanzt, lauert in einer gekrümmten Stellung auf seinen Feind, und fällt auf einmal, mit der Keule in der Hand, und einem grausamen Geschrey, als ob er wirklich im Treffen wäre, über ihn her. Sein Mittänzer fällt zur Erde, als ob er vom Bliz gerührt sey, und zittert mit allen Gliedern, wie einer der von der Epilepsie befallen wird. Alsdenn stellt der andere im Tanze die Art vor, wie man dem Feinde die Haut vom Kopfe zieht. Dis geschiehet mit einem Messer, welches er in der Hand hält; er macht damit einen Einschnitt über die Stirn und um den Hals des Feindes, löset die Haut mit seinen Nägeln, die sehr lang sind, ab, sezt seine Knie gegen die Schultern des

(1) Der Kriegsgesang lautet also: "Ich gehe in "den Krieg, den Tod meiner Brüder zu rächen, "ich will die Feinde tödten, und ihr Land plündern und verbrennen, ich will sie zu Sclaven "machen und ihr Herz essen, und ihr Fleisch "dörren, ich will ihr Blut trinken, ich will ihre Haare zu Hause bringen, und aus ihren "Hirnschalen Trinkgeschirre machen u. s. w.

des Feindes und reißt ihn mit einem starken Zuge die Haut mit den Haaren vom Kopfe. Alles dieses wird unter Singen und Tanzen nach dem Schall einer Trommel und eines Chichikois (1), womit der Tact angegeben wird, vorgestellet.

Die Wilden gehen niemals zu Felde, ohne vorher ihren Manitu (2) zu befragen. Von diesem kommen, wie sie glauben, alle ihre guten und bösen Schicksale her. Wenn ein Manitu ihnen nicht günstig gewesen ist, so verlassen sie ihn ohne Umstände und nehmen einen andern. Der Anführer hält vorher, ehe er in den Krieg gehet, ein sehr strenges Fasten, und während dieser Zeit ist sein Leib schwarz angemahlt, nach dem Fasten wäscht er sich ab, und mahlt den Leib und das Gesicht roth. Er hält alsdenn noch eine Rede an seine Krieger, in Gegenwart ihres Abgottes, und darauf macht sich ein jeder zum Abmarsche fertig. Zuweilen führen sie 4 bis 5 Meilen weit von ihrem Lande Krieg. Ihre Kriegsbagage bestehet in einem Bärenfelle, darauf sie schlafen, einem Ochsenfelle, damit sie sich bedecken, einem Tyger-

(1) Dis ist eine Art Becken. Sie legen Körner von Glaß darinn, und binden Schellen an die Beine.

(2) Eine Gottheit der Indianer. Sie nehmen dazu oft eine ausgestopfte Rabe, oder eine Schlange, auch wol Amphibien und vierfüßige Thiere.

gerfelle, welches ihnen zum Sacke dienet, ihre Tobackspfeife darinn zu stecken, und einer kleinen Axt, damit sie ihre Hütten machen.

Ihre Kriegsrüstung bestehet in einer Flinte, einem Ochsenhorn zum Pulver, welches sie mit einem Riemen über die Schultern hängen, daran ein lederner Beutel ist, worinn sie ihre Kugeln, Feuersteine und Flintenkrätzer haben. Ueberdas führen sie einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen, welche sie zur Jagd brauchen. Sie schießen, wenn sie mit ihren Nachbarn Krieg führen, auf der Jagd niemals mit der Flinte, aus Furcht, daß sie der Knall entdecken möchte. Sie bereden sich unter sich über die Art und Weise, wie sie ihre Feinde überfallen wollen, denn die Wilden suchen ihren Ruhm in der Geschicklichkeit auf diese Art Krieg zu führen, welche beynahe jedesmal denen fatal ist, über die es hergehet.

Um Lebensmittel bekümmern sie sich sehr wenig; ein jeder versorgt sich mit einem kleinen Sacke voll Mehl von indianischem Korn oder gemahlnen Mahis, beynahe wie wir den Caffe mahlen. Wenn sie der Hunger quält, so nehmen sie hiervon einen Löffel voll und rühren es mit Wasser ein. Dis genießen sie nur, wenn der Feind in der Nähe ist.

Obgleich die Wilden oft drey oder vier Tage zubringen ohne zu essen, so macht sie dieses doch nicht untüchtig ihren Marsch fortzusetzen. Sie gürten sich einen Riemen um den Leib und

schnü-

schnüren diesen täglich enger zusammen; mit einem Worte: sie sind unermüdet.

Wenn die Wilden einen Vortheil über ihre Feinde erhalten haben, so gehen gleich einige junge Krieger ab, diese Nachricht in ihren Flecken zu bringen. Sie kündigen sich durch ein gewisses Geschrey an, welches zum voraus die Anzahl der Gefangenen, der Todten und der Kopfhäute, welche sie mitbringen, bekannt macht. Alsobald setzen sich die Weiber in Bereitschaft die Gefangenen oder Sclaven mit Stockschlägen zu empfangen. Sie haben überdas das Recht über Leben und Tod der Gefangenen zu sprechen, die man gebunden und schwarz angemahlt zu ihnen bringt (1). Die, welche ihre Männer oder Söhne verlohren, können sich an ihre Stelle aus den Gefangnen einen erwählen. Sobald sie ihn zum Manne oder zum Sohne angenommen, wird er für frey erklärt.

Die übrigen, welche auf diese Art nicht gewählt sind, verbrennt man lebendig bey langsamen Feuer. Sie werden an ein Viereck (2) gebunden und ihnen die Köpfe geschunden: alsdenn üben alle junge Leute ihre Grausamkeit an

(1) Die, welche nicht schwarz bemahlt sind, werden verbrannt, wenn sie nicht von den Weibern gewählt werden.

(2) Man nennet so einen Galgen, und läßt die Gefangenen darum herum tanzen und singen.

diesen Unglücklichen aus, welche die allererschrecklichsten Martern, ohne sich zu beklagen, erdulden. Sie singen im Gegentheil bis sie sterben, und rühmen sich, daß sie wahre Menschen sind, und weder den Tod noch das Feuer fürchten. Sie verspotten sogar ihre Peiniger und sagen ihnen: sie quälten sie nicht genug, wenn sie ihnen in die Hände gefallen wären, so würden sie weit ärger mit ihnen umgegangen seyn. Sie zeigen ihnen die empfindlichsten Stellen und befehlen ihnen, sie da zu brennen. Ich muß noch anmerken, daß sie, wenn sie gegen die Feinde ausziehen, sich den Leib und das Gesicht sehr sorgfältig roth mahlen, so, daß sie, wenn sie mit schrecklichem Geschrey über die Feinde herfallen, wie ein Trup böser Geister aussehen, die eben aus der Hölle gekommen sind (1). Sie sind gütig gegen ihre Freunde, aber ausserordentlich grausam gegen ihre Feinde.

Was ihre Religion betrift, so glauben sie einen großen Geist, den sie unter der Gestalt einer Schlange, oder eines Crokodills anbeten, und ihm dienen. Sie fürchten sich vor den Teufel und nennen ihn einen bösen Geist. Sie be-

(1) Alle Wilden von beyderley Geschlechte haben kein Haar am ganzen Leibe außer auf dem Kopfe. Sie sagen, wir glichen hierin den Thieren, wie auch darinn, daß wir Kräuter und Sallad essen

beten auch Sonne und Mond an. Wenn es donnert, so glauben sie, der Herr des Lebens spreche mit ihnen im Zorne.

Ich kann meinen Brief nicht schließen ohne Ihnen einen kleinen Vorfall zu erzählen, der Ihnen sonderbar scheinen wird, der aber, so unbeträchtlich er auch ist, mir bey meinem Aufenthalte in Amerika sehr nützlich seyn kann. Die Akankas haben mich unter ihr Volk aufgenommen, mich für einen Krieger und Anführer erklärt, und mir das Zeichen, welches diese führen, gegeben. Dis ist ein Bock, den sie mir auf eine Lende eingeritzt. Ich habe mich dieser schmerzhaften Operation geduldig unterworfen. Man gieng hierbey folgender Gestalt zu Werke: man ließ mich auf eine Tygerhaut niedersetzen; ein Wilder rührte verbrannt Stroh in Wasser ein und zeichnete mir den Hirschbock damit auf die Lenden. Hernach ritzte er diese Zeichnung mit großen Nadeln in die Haut, bis das Blut darnach kam, und das Blut, mit der Asche des verbrannten Strohes vermischt, macht eine Beitze, die niemals wieder ausgeht. Hernach muste ich aus ihrer Friedenspfeife rauchen, man breitete weiße Felle vor mir aus, über die ich gehen muste. Sie tanzten um mich herum und machten ein Freudengeschrey, und sagten mir: ich könnte zu allen ihren alliirten Völkern gehen, und ihnen die Friedenspfeife und mein Zeichen zeigen, so wür-

würden mich alle freundschaftlich aufnehmen: ich wäre ihr Bruder, und wer mich tödtete, den würden sie wieder tödten. Und nun bin ich ein edler Akankas. Die Nation glaubt mir durch diese Handlung alle Ehre erwiesen zu haben, die sie einem Vertheidiger ihres Landes erweisen könnten. Was mich betrift, so sehe ich sie beynahe eben so an, als die, welche den Marschall Richelieu widerfuhr, als er in das güldne Buch der Republik Genua, unter die Edlen Genueser, eingeschrieben wurde. Es ist zwar einiger Unterschied zwischen dieser Einschreibung, und der Operation, die man an mir vollzogen: denn ich kann Ihnen nicht sagen, wie schmerzhaft sie für mich war: ich that mein möglichstes um mir nichts merken zu lassen, und scherzte mit den Weibern der Akankas, die zugegen waren. Die Zuschauer erstaunten über meine Unempfindlichkeit, tanzten mit einem Freudengeschrey um mich her, und sagten: ich wäre ein wahrer Mensch. Der Schmerz war mir aber doch sehr empfindlich und ich habe beynahe 8 Tage das Fieber davon gehabt. Sie können nicht glauben, wie sehr mir dis Volk seit der Zeit ergeben ist.

Dis ist alles was ich Ihnen von dieser Nation zu berichten weiß: wir hoffen mit dem Anfange des Novembers von hier abzugehen, und unsre Reise zu den Illinois fortzusetzen. Da die Jahrszeit schon sehr fortgerückt ist, und wir noch 300 Meilen bis nach Neu-Frankreich

reisen haben, so müssen wir befürchten, daß uns das Eis unterweges aufhält, und wir genöthigt werden, den Winter wo stille zu liegen. Wir müssen uns hier wegen des Zwiebacks, der zu einer so langen Reise nöthig ist, aufhalten. Denn in dieser Jahrszeit haben wir die Ströhme und die Nordwinde wider uns. Allem Anscheine nach werde ich Ihnen nicht eher wieder schreiben können als bis künftiges Jahr. Ich schicke diesen Brief mit einem Fahrzeuge nach Neuorleans, welches um die Zeit da ankommen muß, da ein königlich Schiff nach Frankreich abgehet, und ich wünsche, daß Sie mein Brief daselbst gesund antreffen möge. Geben Sie mir öfters Nachricht von Ihrem Befinden. Dis wird für mich das größte Vergnügen seyn. Ich bin rc.

Aus dem Lande der Akankas den 6ten Novemb. 1751.

N. S.

Ich habe bey diesem Volke einen halb Wilden angetroffen, und von ihm erfahren, daß er der Sohn des Nieder-Bretagnischen Bootsmann Rutel sey, von dem ich oben geredet, und der sich verlohren, als M. de la Salle im Jahr 1682 den Mißißippi herunter segelte.

Dieser halb Wilde erzählte mir, sein Vater sey von den Cenis gefunden und freundlich aufgenommen worden: er habe eine von ihren Töchtern geheyrathet, und sey von ihnen für einen Krieger erklärt, weil er in einer Schlacht der Cenis mit ihren Feinden, diese mit seiner Flinte, deren Würkung ihnen gänzlich unbekannt war, erschreckte und in die Flucht trieb.

Dieser Rütel hatte hernach die Cenis gelehrt ihre Piroguen oder Canots mit Segeln und Rudern zu regieren, und sie dadurch in den Stand gesetzt eine kleine feindliche Seearmee zu schlagen. Diese neue Art zu schiffen, welche der Nation bis dahin unbekannt gewesen war, erwarb dem Nieder-Bretagnischen Bootsmanne die Dankbarkeit und Hochachtung dieser Völker: sie betrachteten ihn als den größten Mann in der Welt; und vielleicht war der berühmte Ruiter, der aus einem Bootsknechte Admiral der vereinigten Niederlande geworden, in seinem Vaterlande nicht höher geachtet, als Rütel bey den Cenis.

VI.

VI. Brief.

An eben denselben.

Erzählung dessen, was dem Autor auf seiner Schiffart nach Neu-Frankreich begegnet. Schiffbruch des S. Louis, eines königlichen Fahrzeuges, darauf er war. Er fällt in den Mißißippi. Ein Akankas rettet ihm das Leben.

Mein Herr!

Endlich bin ich Gottlob! auf dem Fort Chartres angelanget, nachdem ich auf meiner langen und beschwerlichen Reise viele Gefahren ausgestanden. Wir giengen von den Akankas den 7ten November hierher ab, und sind beynahe 300 Meilen gereiset, ohne ein Dorf oder Plantage zu Gesichte zu bekommen. Da dieser Strich Landes gänzlich unbewohnt ist, so trift man darinn ganze Heerden wilder Ochsen, Hirsche, und wilde Ziegen vornemlich in dieser Jahrszeit, darinn die Wasser niedrig sind, an. Diese Thiere kommen in großen Haufen zum Flusse um zu trinken, und wir haben ihrer viele vom Schiffe geschossen, wie auch einige Bären und Hirsche. Die wilden Akankas vermieten sich gewöhnlich zu dieser Reise bey den

Franzosen, und erhalten sie von der Jagt. Diese Jäger gehen des Morgens in ihren Piroguen voraus, und schießen die wilden Ochsen am Ufer, und das Geschwader, welches folgt, nimmt das Fleisch von den Ufern, wo sie es zubereitet finden, in die Schiffe ein.

Die Wilden versäumen niemals, das Eingeweide und die Zunge von den Ochsen, die sie geschossen, dem Kommandanten und übrigen Officiers zum Geschenk zu bringen. Hernach theilt ein Unterofficier das Fleisch unter die Soldaten auf jedem Schiffe aus: zuweilen bekommen sie es im Ueberflusse, und alsdenn kochen sie Kraftsuppen davon. Man wird wegen der Beschwerlichkeit der Reise durch das Vergnügen der Jagt schadlos gehalten. Das Wildpret ist um den Fluß S. Francois so häufig, daß wir, als wir an seinen Ufern stille lagen, vor der Menge Störche, Kraniche, Truppen, Gänse und Endten, die des Nachts hier zum Wasser kamen, unmöglich schlaffen konnten. Wenn man in die Nähe von Neu-Frankreich kommt, so siehet man des Tages ganze Wolken von Turtel- und wilden Tauben und, was vielleicht unglaublich scheinen wird, sie verdunkeln sogar die Sonne. Da diese Thiere nur von Buchnüssen und Eicheln leben, so sind sie, vornemlich im Herbst, unvergleichlich, und man schießt ihrer zuweilen 80 mit einem Schuß. Es ist ewig schade, daß ein so

schö-

schönes Land nur von wilden Thieren bewohnt wird.

M. de Macarti, ein Irrländer von Geburt, der Kommandeur des Geschwaders war, entschloß sich, weil er einige Anfälle vom Podagra bekommen, und fürchtete unterweges überwintern zu müssen, vor der übrigen Flotte voran zu gehen, als wir in der Nähe der Vereinigung der beiden Flüsse des Mißißippi, noch 30 Meilen vom Orte unsrer Bestimmung waren. Zu dem Ende nahm er die besten Ruderer von unsern Schiffen auf das seinige, und ließ die übrigen, ohne sich um sie zu bekümmern, in den gemessenen Befehlen des Marquis von Vaudreuil zuwider, hinter sich. Durch diese Unordnung, welche sogar dem natürlichen Gesetze zuwider war, das uns lehret, einer dem andern in Anfällen der Feinde, oder andern Unglücksfällen, beyzustehen, würde das Unglück verursacht, welches dem Fahrzeuge S. Louis, auf dem ich mich befand, zustieß. Es blieb nemlich auf einer Sandbank sitzen, und man sahe sich genöthigt, es beynahe ganz auszuladen, um es wieder flot zu machen. Dis nahm zwey Tage Zeit weg, und verhinderte mich, das Geschwader wieder einzuholen.

Um das Unglück vollkommen zu machen, stieß unser Schiff, drey Tage nachher, als wir nur noch 14 Meilen bis zum Lande der Illinois hatten, an die Wurzel von einem Baume, die in dem Mißißippi sehr häufig sind, und bekam von

diesem Stoße ein so großes Loch, daß es in weniger als einer Stunde Zeit zu Grunde gieng. Ich verlohr in diesem Zufalle meine ganze Equipage, und wäre beynahe selbst umgekommen. Ich war in eine Pirogue gesprungen, welche man aber mit dem, was aus dem Schifbruch war gerettet worden, so schwer beladen hatte, daß sie umschlug. Einige Soldaten ersoffen, und ich würde eben dis Schicksal gehabt haben, wenn mich nicht ein edelmüthiger Akankas errettet hätte. Dieser sprang, der rauhen Jahrszeit ungeachtet, ins Wasser, und zog mich bey meinem Oberrock heraus.

Nach diesen Unglücksfällen bin ich endlich auf dem Fort Chartres angekommen. Ich war nicht lange da gewesen als ich ein Zeuge einer Begebenheit seyn muste, die unglückliche Folgen hätte haben können. Die Pehenguichias und die Ouyatanons, hatten sich, auf Anstiften der Engländer verschworen, fünf französische Dörfer, die in dem Lande der Illinois angebauet sind, gänzlich zu ruiniren. M. de Macarty hatte mich abgeschickt Quartier für einige Truppen zu machen, die man mit einer Convoye erwartete. Die Wilden hatten sich vorgenommen, ihren Streich auszuführen, ehe diese Truppen ankämen. Ich befand mich um diese Zeit im Lande der Kaskakias, wo M. Montcharvaux kommandirte, der die Absichten dieser Barbaren nicht ergründen konnte. Sie hatten sich in den Häusern der Einwohner ausge-

gebreitet, und ihre übermäßigen Liebkosungen und Schmeicheleien verursachten, daß man sich an das Blutbad der Natches erinnerte, und einen Verdacht auf sie warf.

Bey Gelegenheiten von dieser Art fühlet ein kommandirender Officier die ganze Last seines Amtes. M. de Montcharvaux verlohr dabey den Muth nicht, und M. de Grüise, ein so tapfrer als vernünftiger Officier, unterstützte ihn. Er hielt eine Rathsversammlung mit den klügsten Einwohnern des Ortes, und that mir die Ehre mich dazu einzuladen, ob dis gleich mehr aus Höflichkeit als aus Nothwendigkeit geschahe: denn ich war erst angekommen, und kannte also den Ort ganz und gar nicht. Doch unterstehe ich mich zu behaupten, daß er sich bey meinem Rathe, so simpel dieser auch war, nicht übel befand. Meine Meynung war: man müsse, um hinter die Absichten der Verschwornen zu kommen, ganz vertheidigungsweise gehen, ohne sich merken zu lassen, daß man den geringsten Verdacht geschöpft habe; zu dem Ende mochte man einige Einwohner zu Pferde und mit ihren Flinten, als ob sie auf die Jagd wollten, aus der Stad schicken, und diesen anbefehlen, daß sie die umliegenden Oerter auskundschaften, und hernach in vollem Gallop wieder in die Burg herein gejagt kommen sollten, als ob es etwas neues gebe. Dieses würde einen blinden Lerm verursachen, und alsdenn dürfte man nur auf die

Ge-

Gesichter der Wilden acht geben, die sich gewiß selbst verrathen würden. Man folgte diesem Rathe, und die Wilden wurden dadurch verführt zu glauben, die Franzosen hätten ihre Verschwörung entdeckt. Sie hatten sich vorgenommen, ihren Streich am ersten Weihnachtstage, wenn die Franzosen aus der Hochmesse kommen würden, auszuführen. Sie hatten sich sehr genau nach diesem Tage erkundigt, indem sie, nach ihrer Art, gefragt, wenn der Tag wäre, an dem der Sohn des großen Geistes in die Welt gekommen.

Sobald sie glaubten entdeckt zu seyn, waren sie auf die Flucht bedacht. Wir gaben sogleich Feuer auf sie, und schossen 22 von ihnen todt. Ein Sergent, mit Nahmen la Jeunesse, der ein Creole und guter Jäger war, erschoß ihrer 4 vor meinen Augen. M. de Grüise griff die an, welche in das Kloster der Jesuiten geflüchtet waren, verwundete viele von ihnen, und bekam 5 lebendig gefangen, unter denen ein Illinois war. Diese wurden sogleich in Ketten gelegt.

M. de Macarty schickte hierauf alsobald einen Courir nach Neuorleans, den Marquis von Vaudreuil von diesem Vorfalle zu benachrichtigen: welcher die Ordre gegeben, die Gefangenen ihren Landesleuten wieder auszuliefern, die mit Thränen und der Friedenspfeife in der Hand kamen, und die Verschwörung leugneten, mit dem Vorgeben; ihre Leute hätten

ten den Verstand verlohren, und die Engländer hätten ihnen denselben genommen. Sie haben den Frieden mit vieler Dankbarkeit angenommen, und jetzo ist alles stille. Doch hat man den Einwohnern, aus Vorsicht, befohlen, ihr Gewehr mitzunehmen, wenn sie in die Messe gehen, und der Officier von der Wache hat Ordre zwey Schildwachen, während des Gottesdienstes, an die Kirchthüren zu stellen.

Ich darf nicht vergessen Ihnen zu sagen, daß dis alles vorgegangen, ohne daß von unsrer Seite ein Mann dabey verlohren oder verwundet worden, denn die Wilden warfen, um desto besser laufen zu können, ihre Schilde und Keulen weg. Der Kommandant M. de Montcharvaux und der Major de Grüise haben durch ihre Sorgfalt dieser Verschwörung vorgebeuget, als sie schon auf dem Punkt war auszubrechen. Nun bin ich wieder auf dem Fort Chartres, wo wir ein sehr ruhiges Leben führen. Und da ich Ihnen keine wichtige Neuigkeiten zu erzählen weiß, so will ich Ihnen einige kleine Geschichten erzählen, die Ihnen vielleicht Vergnügen machen werden, und die Ihnen einen Begriff von dem Charakter unsrer Wilden machen können.

Ich hatte auf diesen Winter einen Wilden aus dem Dorfe der Mitchigamias zu meinem Jäger gemiethet. Eines Tages hatte er viel Wildpret geschossen, und gieng, anstatt es mir

zu

zu bringen, damit zu den Franzosen, und verhandelte es an diese, die ihm dafür so viel Brandtwein gaben, darinn er sich bis zum Unsinn besoffen hatte. Als er in diesem Zustande in meine Wohnung kam, so empfieng ich ihn sehr übel, nahm ihm die Flinte, die ich ihm gegeben, und stieß ihn zur Thür heraus. Nichtsdestoweniger drang er sich wieder in meine Küche, legte sich darinn hin, und wollte sich nicht heraus jagen lassen. Als er den Rausch ausgeschlafen, so sahe er ein, daß er einen großen Fehler begangen, und um diesen wieder gut zu machen, erwischte er eine Flinte und Pulver und Bley, und schlich sich weg. Den folgenden Tag kam er wieder, und trat ganz herzhaft mit Wildpret beladen in mein Haus. Um seinen nackten Leib hatte er einen Riemen geschnallt, und die Köpfe des Federwildprets, das er geschossen, dadurch gezogen. Als er mitten in mein Zimmer getreten, so schnallte er den Riemen los, und ließ das Wildpret auf die Erde fallen. Hernach gieng er bey mein Kaminfeuer, zündete seine Pfeife an, und überreichte sie mir, mit folgenden Worten, zum rauchen: „Es ist wahr, ich hatte gestern den „Verstand verlohren, aber ich habe ihn wie„der gefunden, ich bekenne meinen Fehler und „bitte dich, ihn mir zu verzeihen. Ich hatte „die Begegnung verdient, die mir widerfuhr, „als du mich aus deinem Hause stiessest, aber „du hast wohl gethan, daß du mich hast las„sen

„sen wieder herein kommen; denn wenn es die „übrigen Wilden erfahren hätten, so würden „sie mir beständig, bey den geringsten Streitigkeiten, vorgeworfen haben, ich sey von „dem Officier die große Nase (1) weggejagt „worden. „

Viele Europäer machen keinen Unterschied zwischen einem Wilden und einem Vieh, und glauben, diese Menschen hätten weder Witz noch Verstand. Nichtsdestoweniger zeigt der Vorfall, den ich eben erzählt habe, und viele andre genugsam, daß diese Völker Empfindung von Ehre und Schande haben, sie sehen es sehr wohl ein, wenn sie Unrecht haben, und wissen es, wenn sie böses thun. Es giebt Völker in Europa, bey denen man eben so lächerliche und auch barbarische Handlungen siehet, als bey den Amerikanern.

Um wieder auf meinen Jäger zu kommen, so wissen Sie so gut als ich, daß die Trunkenheit einen Menschen zum Vieh macht, und daß dieses Laster, selbst bey einem Franzosen, schwer abzulegen ist. Die Wilden ahmen diese sehr leicht im Saufen nach und sagen, sie hätten das

(1) Dis war ein Zuname, den mir die Wilden gegeben, um mich von den übrigen Officiers zu unterscheiden. Sie geben einem jeden Officier Beynahmen, die sich auf die guten oder bösen Eigenschaften beziehen, welche sie an ihnen bemerken.

das Trinken des Feuerwassers (1) von den Weißen gelernt.

Eines Tages fand mein Wilder die Thür des Königl. Magazins offen: er schlich sich wie eine Schlange hinein, öffnete den Hahn an einem Faß mit Brandtwein, um sich eine Bouteille zu füllen, und ließ die Hälfte davon auslaufen. Dieser Umstand nöthigte mich ihn abzuschaffen. Weil er aber doch ein guter Jäger war, und keinen andern Fehler hatte, so übernahm ich es, auf Bitte seiner Frau, ihn, mit ihrer und seiner Verwandten Hülfe, von diesem Laster zu curiren. Als er sich einstmals sehr betrunken hatte, und gern noch mehr Brandtwein trinken wollte, so ließ ich ihm sagen: ich hätte Brandtwein, ich wäre aber sehr geizig damit. Alsbald kam er, und bat mich darum: ich gab ihm zur Antwort: ich hätte zwar Brandtwein, aber ich gäbe ihn nicht umsonst weg. Er erwiederte, er wäre arm, wenn ich aber seine Frau annehmen wollte, so wollte er mir diese auf ein Monat leihen. Ich stellte ihm vor: die Officiers der weißen Krieger kämen nicht zu den rothen Leuten, um bey ihren Weibern zu schlafen, wenn er mir aber seinen Sohn verkaufen wollte, so würde ich diesen gern zum Sclaven annehmen, und wollte ihm ein Faß Brandtwein davor geben. Wir schlos-

sen

(1) So nennen sie den Brandtewein.

sen unsern Handel in Gegenwart einiger Zeugen und er überlieferte mir seinen Sohn.

Ich muste anfänglich nicht wenig über dieses Lustspiel lachen. Ich gab ihm, noch über unsern Kauf, Brandtwein zu trinken, darinn man langen Pfeffer gethan hatte. Nachdem er davon getrunken hatte, so band man ihn und ließ ihn liegen. Als er den Rausch ausgeschlafen hatte, gieng der Cacique des Dorfes, und seine Freunde zu ihm in seine Hütte, wo sie ihn auf einer Strohmatte liegend fanden. Sie hielten ihm die Abscheulichkeit der unnatürlichen Handlung vor, die er begangen, indem er sein eigen Blut verkauft. Dieser Wilde kam alsobald mit Thränen zu mir und sagte: *Indage ouai panis*, das heißt: ich bin nicht würdig zu leben, ich verdiene den süßen Namen eines Vaters nicht mehr. Er beklagte sich sehr über den Brandtwein, den ich ihm gegeben, und sagte, dieser hätte einen Brand in seinen Körper gebracht, und nannte ihn Urin des Obersten der Hölle, oder des bösen Geistes.

Seine Frau, die von Natur sehr aufgeräumt war, und sich auf seine Kosten ein Vergnügen machen wollte, fragte ihn sehr gleichgültig, wo sein Sohn wäre? Er suchte sich anfänglich damit zu entschuldigen, daß er sagte: er hätte, da er meine Gütigkeit gekannt, sich gleich von Anfang darauf verlassen, daß ich ihm seinen Sohn wieder geben würde. Er

hätte gewust, daß das große Oberhaupt der Franzosen und der Vater der rothen Leute (so nennen sie den König von Frankreich) keine Sclaven in seinem Reiche hätte. Ich antwortete ihm: dis sey wahr, ich hätte aber seinen Sohn an Kindes Statt angenommen, und wollte ihn, als meinen Sohn mit nach Frankreich nehmen, um einen Christen aus ihm zu machen, und würde alles Pelzwerk seiner ganzen Nation nicht hinreichend seyn, ihn wieder loszukaufen.

Seine Verwandten stellten sich alsdenn an, als ob sie weinten, und riethen dem Wilden zum Oberhaupte des Gebetes, oder dem Manne, der mit dem großen Geiste redet, zu gehen, so nennen sie den Priester der Christen. Ich sagte ihm, wenn das Oberhaupt (1) des Gebets es so wollte, so würde ich ihm folgen, und wollte ihm seinen Sohn mit der Bedingung wieder geben, daß er ihn taufen ließe und ich sein Taufpathe würde: von ihm aber verlangte ich, daß er die Trunkenheit, die ihm so nachtheilig gewesen, abschwören sollte. Er antwortete mir, meine Worte wären stark, und er würde sich ihrer erinnern so lange er lebte; ich möchte ihn zum Bruder annehmen (2), und er

(1) Damals war es der Abt Gagnon, Feldprediger bey der Garnison auf dem Fort Chartres.

(2) Das Adoptiren ist bey den Wilden sehr gewöhnlich.

er wollte sogleich hingehen und an den Pfeiler schwören. Nach dieser Zeit hat er weder Wein noch Brandtwein getrunken, und ich habe ihm dergleichen anbiethen lassen, er hat es aber allemal ausgeschlagen, mit den Worten: er habe an den Pfeiler geschlagen, der Herr des Lebens würde auf ihn zürnen, den, wie ich ihm gesagt hätte, man nicht betrügen könnte. Er erinnerte sich, daß ich ihm einstmals die Zahl der Gläser Brandtwein gesagt, die er getrunken hätte, da ich es doch nicht gesehen hätte, und hieraus hätte er geschlossen, daß ich es von dem großen Geiste, der alles siehet, erfahren. Wenn ich wissen wollte, wie viel Gläser Brandtwein dieser Wilde trinken konnte, so ließ ich ein ausgespühltes Glaß bey ein Faß Brandtwein setzen. Sobald der Wilde allein war, so ließ er sich gelüsten ein Glaß zu trinken. Ich ließ es alsdenn wieder mit heissem Wasser auswaschen, und an seine Stelle setzen, und dieses geschahe so oft, als er getrunken hatte: also konnte ich ihm leicht sagen, du hast so viel Gläser getrunken. Der Wilde erstaunte darüber, und glaubte, ich wäre ein Zauberer. Ich habe öfters angemerkt, daß die Wilden es gern sehen, wenn man ihre kleinen Kinder liebkoset. Deswegen habe ich mich dieses Mittels oft bedient, um mich bey ihnen in Liebe und Furcht zu erhalten. Je zorniger ich auf die Väter war, um desto freundlicher gieng ich mit den Kindern um, und schenkte ihnen allerley

Europäische Kleinigkeiten. Hieraus schlossen die Wilden, daß ich meinen Zorn nicht auf ihre Familie erstreckte, von der ich nicht beleidigt worden, sondern nur auf sie allein zürnte, weil sie sich gegen mich übel verhalten. Hierdurch wurden sie gerühret: sie giengen alsdenn gewöhnlich auf die Jagt, brachten mir das geschossene Wildpret, warfen es vor mir hin und sagten: dies ist dich zu versöhnen, zürne nicht mehr auf uns. Ich antwortete ihnen, ich vergesse gerne das vergangene, wenn ich euch mit Vernunft wieder zu mir kommen sehe; das heißt, nicht mit leeren Händen.

Die Herzen der Eltern sind an allen Orten der Erde einerley; man findet keine, die sich nicht freuen sollten, wenn man mit ihren Kindern freundlich umgehet.

Sie sehen hieraus, daß sehr geringe Sachen mir die Freundschaft dieser Völker erwerben, und daß es nur auf die Art ankommt, wie man mit ihnen umgehet, um sie sich völlig ergeben zu machen. Aber vor diesesmal genug hiervon. Ich will Sie nur noch an dem Plane erinnern, den ich mir entworfen habe. Ich werde die Lage der Oerter, wo ich hinkomme, untersuchen, und mich während meines Aufenthalts bey diesen Völkern vornemlich bemühen, das Genie eines jeden Volkes, mit dem ich umgehen muß, kennen zu lernen. Dis ist ein Studium, welches ich würdig halte, daß sich ein Reisender damit beschäftigt. Sie sind

ein

ein Soldat, und überdas ein Philosoph, und ich hoffe, daß Ihnen aus diesem Grunde meine Erzählungen Vergnügen machen werden, die, wie ich nicht zweifle, Ihnen glaubhaft seyn werden. Ich habe mich nie darauf gelegt, Sachen zu erdenken, oder zu vergrößern, und werde ihnen nichts schreiben, als was ich mit meinen Augen gesehen habe. Ich bin ꝛc.

Vom Fort Chartres den 28. März 1752.

VII. Brief.

An eben denselben.

Beschreibung des Krieges, den die Renards mit den Illinois geführet, davon der Autor ein Zeuge gewesen. Wie sich die Franzosen unter diesen Völkern etabliret.

Mein Herr!

Ich habe mich unterrichten lassen, wie sich die Franzosen in diesem Lande festgesetzt haben. Das Land der Illinois wurde anfänglich von einigen Waldläufern (1) entdeckt, und

(1) Man nennt die Französischen Jäger in Canada Waldläufer, weil sie der Felle von den wilden Thieren wegen oft 6 Monat oder wol ein ganz Jahr in den Wäldern herumziehen.

und weil diesen das Clima darinn sehr wohl gefiel, denn es liegt unter dem 40ten Grade Norder Breite, so blieben sie darinn und machten Freundschaft mit den Einwohnern. Verschiedene von ihnen heyratheten wilde Frauen, davon die meisten Christinnen wurden. Nach der Entdeckung von Louisiana schickte die westindische Compagnie viele Familien dahin, die sich daselbst angebauet und vermehrt haben. Itzo sind 5 Flecken darinn, die von Franzosen bewohnt werden (1). Der größte darunter heißt Kaskakias, welchen Namen der Stamm eines Dorfes der Illinois führet, das nur eine halbe Meile davon entfernt ist. Herr Saussier, ein Ingenieur, hat den Plan zu einem neuen Fort entworfen, welches auf Befehl des Hofes hier angelegt werden soll. Es soll den Namen des alten behalten, welches Chartres heißt.

Das Land der Illinois ist eins der schönsten in der Welt. Es versorgt die ganze übrige Colonie mit Mehl, und treibt starke Handlung mit Fellen, Bley und Salz. Es giebt dar-

(1) Die Indianische Compagnie besaß Louisiana bis 1731 da sie es an den König abtrat. Die Flecken der Franzosen sind: das Dorf der Kaskakias, das Fort Chartres S. Philippe, Koakias und la Prairie du Rocher, nun ist noch ein sechstes dazu gekommen, welches S. Genevieve genannt wird.

darinn eine Menge Salzquellen, wodurch die wilden Ochsen und Rhee, die die Weiden um diese Quellen sehr suchen, dahin gezogen werden. Man salzt ihr Fleisch und die Zungen ein, und führt sie nach Neuorleans. Es giebt hier auch Schinken, die so gut sind wie die in Bayonne. Die Früchte sind hier so schön wie in Frankreich.

Die Illinois haben eben die Sitten, wie die Völker, davon ich Ihnen in meinen vorigen Briefen eine Beschreibung gegeben, und sind von denselben nur durch die Sprache verschieden. Sie verheyrathen sich, und gehn, nach einer Jagt, ohne Umstände wieder von einander.

Sie folgen in ihren Verheyrathungen der einfältigen Natur und beobachten weiter keine Formalitäten, erfodern auch nichts mehr zur Ehe als die Einwilligung von beiden Theilen. Da sie weiter keine Contracte mit einander machen, so scheiden sie sich ohne Weitläuftigkeiten, wenn sie unzufrieden von einander sind, indem sie sagen: die Ehe sey nur ein Band der Herzen, und sie vereinigten sich nur, um sich zu lieben, um sich in ihren Bedürfnissen einander zu helfen. Auch habe ich unter diesem Volke sehr vergnügte und einträchtige Ehen gefunden. Die Vielweiberey ist hier nicht gewöhnlich, ob die Landesgesetze sie schon erlauben. Ein Wilder darf zwey Weiber nehmen, wenn er ein guter Jäger ist. Zuweilen heyrathet einer zwey

Schwestern und sie geben hiervon zur Ursach an, diese könnten sich eher mit einander vertragen, wie Fremde. Die Weiber der Wilden sind durchgängig sehr arbeitsam: man sagt ihnen von Jugend auf vor, daß, wenn sie faul und ungeschickt wären, so würden sie nie einen tüchtigen Kerl zum Manne bekommen. Der Geitz, die Ehrbegierde und andre Leidenschaften, die in Europa so bekannt sind, ersticken bey den Eltern in diesen Ländern die Empfindungen der Natur nicht, und verleiten sie nicht ihren Kindern Gewalt anzuthun, und ihre Neigungen zu zwingen. Nach einer Gewohnheit, die unvergleichlich, und der Nachahmung würdig ist, verheyrathet man hier nur solche Personen mit einander, die sich lieben. Die Nation der Illinois war vordem die furchtbarste unter den Völkern in Louisiana: aber die vielen Kriege, in die sie mit den Nordischen Nationen verwickelt gewesen, haben sie sehr geschwächet. Den Haß der Wilden in Canada haben sie sich durch die vielen Einfälle zugezogen, die sie in dis Land gethan, und daß sie in ihren Kriegen und Jagden die Weibgen von den Bibern getödtet, welches man unter diesen Völkern vor ein Verbrechen und eine Niederträchtigkeit hält. Denn die Wilden führen mit den Biberfellen einen starken Handel und vertauschen sie den Europäern gegen andre Waaren.

Im

Im Jahr 1752 trafen die Wilden von dem Stamme der Koakias sechs Wilde von der Nation der Renards (1) auf der Jagd an, nahmen sie gefangen, ob sie schon keinen Krieg mit ihnen führten, und vereinigten sich, sie zu verbrennen, damit ihre Nation niemals etwas davon erfahren möchte. Einer von diesen war so glücklich sich von den Galgen loß zu reißen, daran sie ihn gebunden hatten. Als er sich von seinen Henkern verfolgt sahe, so sprang er in einen See, und entgieng ihren Nachstellungen dadurch, daß er sich unter dem Wasser hielt. Er hatte sich im Rohr versteckt und hob den Kopf nur zuweilen in die Höhe, um Othem zu schöpfen, und hatte die Standhaftigkeit die ganze Zeit über, daß man seine Kammeraden verbrannte, in dieser Lage zu bleiben. Als die Nacht eingebrochen war, so entwischte er der Wachsamkeit der Illinois, welche glaubten, er sey vertrunken, oder von dem gewafneten Fische gefressen (2). Weil er nackend und ohne Waffen war, so muste er auf dem Wege nach seinem Volke von Kräutern leben. Als er nach Hause gekommen, so erzählte er seinen Lands-leuten

(1) Der wahre Name dieses Volkes ist Outagamis: ihr Land liegt gegen Westen des Sees Michigan.

(2) Dis ist in Louisiana der gefräßigste Fisch. Er beißt mit seinen Zähnen die eisernen Harpunen entzwey.

leuten die Begegnung der Illinois, und das erbärmliche Schicksal seiner Jagtgefährten. Alsobald fiengen, nach ihrer Gewohnheit, die Verwandten an zu wehklagen. Das Oberhaupt der Nation berief eine Versammlung zusammen; denn sie thun nichts ohne sich vorher zu berathschlagen, und es wurde beschlossen, daß man Stöcker (1) an die Oberhäupter der Stämme, die mit ihnen im Bündniß waren, schicken wollte. Unter diesen waren die Sious, die Sakis, und die Kikapous, welche als Hülfsvölker unter der Matte oder Fahne der Renards mit zu Felde zogen. Die Armee bestand aus 1000 Kriegern. Als alles fertig war, so richtete ihr General seinen Marsch zu Wasser wider die Illinois: vornemlich war es auf das Dorf der Mitchigamias angesehen, welche den Koakias bey sich eine Zuflucht verstattet hatten.

Diese kleine Armee bestieg 180 Canots, die aus Baumrinden gemacht werden, und schiften den Fluß Ouisconsing, der sich in den Missißippi ergießet, herunter. Der Strom des Flusses und ihre Arbeit mit den Rudern brachte sie sehr bald zu ihren Feinden.

Sie

(1) Weil die Wilden nicht schreiben können, so zeigen diese Stöcker die Anzahl der Krieger und den Tag, an dem sich die Armee versammlet, an.

Sie fuhren in guter Ordnung das Fort Koakias vorbey, darinn der Ritter Wolsey, ein Officier von meinem Detaschement, kommandirte. Die Avantgarde des Geschwaders der Renards bestand aus den besten Läufers, die Befehl hatten ans Land zu steigen und das Land zu untersuchen. Die Landung geschahe eine viertel Meile von dem feindlichen Dorfe, und wurde durch einen Wald und einen hohlen Weg verdeckt, und sie kamen bis auf einen Musquetenschuß vom Dorfe der Mitchigamias, ehe diese, welche sich einer solchen Visite nicht versahen, das geringste davon merkten.

Die Renards hatten den Frohnleichnamstag mit Fleiß zum Tage der Schlacht mit den Illinois erwählt, weil sie wusten, daß dieselben an diesem Festtage häufig zum Fort Chartres zu gehen pflegten, um die Feierlichkeiten mit anzusehen, die die Franzosen an diesem heiligen Tage anstellen. Das Fort Chartres ist von dem Dorfe nur eine Meile entfernt.

Als alles zum Angriff fertig war, so befahl der General der Renards zwölf jungen Kriegern, die sehr gute Läufer waren, ihren Leib (1) unter die Feinde zu werfen.

Also:

(1) Seinen Leib unter die Feinde werfen bedeutet bey den Wilden so viel, als sich in die größte Gefahr geben, wie unsre Wagehälse, oder die, welche bestimmt sind, zuerst die Wälle eines bestürmten Ortes zu ersteigen.

Alsobald stürzten sich diese junge Leute in das feindliche Dorf, tödteten alles was ihnen vorkam, und machten dabey das Geschrey des Todes. Nachdem sie ihre Ladung verschossen, so flohen sie so geschwind wieder fort, wie sie gekommen waren.

Die Illinois ergriffen alsobald die Waffen und verfolgten sie; aber das Corps der Armee der Renards, die sich im Gesträuche versteckt hatte, gab auf einmal Feuer auf sie, wodurch 28 Illinois getödtet wurden; alsobald griffen sie das Dorf an, erwürgten Männer, Weiber und Kinder, steckten es in Brand, und führten die übrigen Einwohner gefangen weg.

Die Renards verlohren an diesem für sie rühmlichen Tage nur 4 Menschen, darunter auch ein Anführer mit einer Medaille (1), von der Nation der Sious, war, der als ein Bundsgenosse mit zu Felde gezogen.

Ich bin ein Zuschauer dieses Blutbades gewesen, welches den 6ten Junii 1752 geschahe. Ich befand mich auf einer Höhe, von der man die Ebene und das Dorf der Mitchiganias übersehen kann. Ich habe sogar Gelegenheit gehabt, einem jungen Mädgen von 15 Jahren das

(1) Dis ist ein Ehrenzeichen, davon ich schon oben geredet habe, das der Gouverneur den tapfersten Anführern der Wilden, und die den Franzosen am meisten ergeben sind, im Namen des Königs giebt.

das Leben zu retten. Sie brachte mir, während des Angrifs, Erdbeeren, und als sie von den Feinden verfolgt wurde, so warf sie sich in meine Arme, und die Barbaren unterstanden sich nicht auf sie zu schießen, aus Furcht, mich zu treffen.

Sie können hieraus urtheilen, daß es sehr gefährlich ist von diesen Völkern überfallen zu werden. Nur die Wilden, welche aus Neugier nach dem Fort Chartres gekommen waren, die Proceßion der Franzosen mit anzusehen, entgiengen der Rache der Renards. Diese waren mit ihrem Siege zufrieden, stiegen wieder in ihre kleine Fahrzeuge, und brachten die gefangenen Illinois, alle gebunden auf ihre vördersten Canots. Als sie vor dem Französischen Fort Koakias wieder vorbey fuhren, so gaben sie eine Generalsalve aus allen ihren Musqueten.

Der Admiral der Renards führte eine Französische Flagge auf seinem Canot, und war so stolz auf seinen Sieg, als ob er ein großes Reich erobert hätte.

M. de Macarty unser Kommandant hat schon an die Officiers von unserm Posten in Canada geschrieben, daß sie mit den Renards wegen der Ranzion der gefangenen Illinois handeln sollen.

Diese listigen Wilden hatten ihre Unternehmung so vorsichtig angefangen, daß wir nichts davon erfuhren, bis sie sie ausgeführt hatten.

Sie haben es für uns so heimlich gehalten, aus Furcht, wir möchten Mittler zwischen ihnen und den Illinois, die unsre Freunde und Bundesgenossen sind, abgeben wollen, und dis würden wir gewiß nicht unterlassen haben. Aber die beleidigte Nation hatte sich ein vor allemal vorgesetzt sich zu rächen.

Das Dorf der Mitchigamias hat bey diesem unglücklichen Ueberfalle ungefähr 80 Personen theils an Todten, theils an Gefangnen verlohren.

Den 16ten Junius 1752 wurde mir von unserm Kommandanten aufgegeben, die noch übrig gebliebenen Kaos und Mitchigamias zu versammlen. Ich hielt folgende kurze Rede an sie, die ihnen der Dollmetscher des Königs in ihrer Sprache wiederholen muste.

„Meine Kinder! Ich rede mit euch im Namen eures Vaters (1) des M. de Macarty, dem euer Unglück sehr nahe gehet. Er lässet euch vermahnen, euren Mahis gut zu bauen, damit ihr aus dem Mangel heraus kommen möget, darinn ihr jetzo steckt. Hier bringe ich euch etwas indianisches Korn von ihm zum Geschenke, weil es ihm wehe thut, daß ihr vom Hunger gequält werdet. Er schickt euch auch dieses wenige Pulver und diese Kugeln und Feuersteine. Wir können itzo nicht mehr missen,

(1) Die Wilden pflegen die Officiers mein Vater zu nennen.

sen, denn wir haben auch Feinde, so wol wie ihr, und wissen nicht, wenn unsre Schiffe von dem großen Dorfe (so nennen sie Neuorleans) ankommen werden. Euer Vater giebt euch auch den Raht, auf die Jagd zu gehen, und eure Familien mitzunehmen, damit sie leben können, und nur wenige Männer zurück zu lassen, um eure Felder zu bestellen, und zu hüten, daß sie die wilden Thiere nicht verderben. Ihr müsset auch zuweilen einen von euch hierher schicken, daß er sich erkundige, wie es hier steht.

Antwort der Oberhäupter von beyden Stämmen.

„Es ist gut, mein Vater, daß der große „Chef (1) Mitleiden mit uns hat. Du hast es „mit angesehen, wie wir überfallen sind, denn „du hast eine unserer Töchter gerettet. Die „Renards und ihre Bundsgenossen haben uns „erwürget, unsre Hütten und Lebensmittel ver„brannt, und unsre Beute geraubet, unterdes„sen daß wir bey den Kaskakias waren. Den„ke daher, daß wir Niemanden hier lassen kön„nen, weil die Zurückgelassenen Hungers ster„ben müsten, und nicht aufhören würden, den „Tod unsrer Anverwandten zu beweinen, die „in diesem unglücklichen Ueberfall umgekom-
men

(1) So nennen die Wilden den obersten Officier von uns, der in einer Provinz ist.

„men sind. Melde aber unserm Vater durch „das redende Papier, daß wir, um unsre Treue „gegen ihn zu beweisen, ihm von Zeit zu Zeit „Wildprett schicken werden, und uns erkun„digen lassen, wie es hier steht.

„Wir hoffen, daß das große Oberhaupt „der Franzosen uns in Schutz nehmen, und „gegen unsre Feinde vertheidigen wird. Wir „bitten dich auch für uns bey ihm zu sprechen, „daß er einigen Familien von unsrer Nation, „die bey den Kaskakias geblieben sind, sagen „läßt, daß sie sich mit uns zur Vertheidigung „des Forts, welches wir am Ufer des Mißis„sippi angefangen haben, vereinigen.„

Rede des Chikagu eines Anführers mit einer Medaille.

„Ich bitte dich, mein Vater, unsre Waf„fen in guten Stand setzen zu lassen, so wol„len wir alsobald ausziehen. Sag dem gro„ßen Chef, daß er die übeln Reden nicht an„hören möchte, die unsre Feinde unfehlbar „wider unsre Nation anbringen werden. Sag „ihm, daß er sich des Worts erinnere, wel„ches ich zu ihm geredet habe, es soll wahr „seyn, und ich werde das seinige in meinem „Herzen bewahren.

Antwort.

Wenn das wahr ist, was du sagest, so wirst du immer von deinem Vater gut aufgenommen werden, und wenn dein Herz mit dei-

ner Zunge übereinstimmt, so werden alle Anführer der Franzosen suchen dir Vergnügen zu machen. Es ist auch gut, daß ihr sogleich auf die Jagd ziehet; denn bedenk einmal, was die Hunde aus deinem Dorfe dem Vieh der Französischen Einwohner für Schaden thun (1), und wie gelassen sie dis Unrecht ertragen. Wenn sie bisher dazu still geschwiegen haben, so ist dis nur in Betracht eurer Unglücksfälle geschehen, wodurch sie gerührt sind, und sie sehen euch nicht ohne Schmerz in diesem elenden Zustande. Aber sie fangen an es überdrüßig zu werden, und es ist deswegen nothwendig, daß ihr es abändert. Euer Vater wird vergnügt seyn, wenn ihr auf die Jagd ausgezogen seyd: denn sein Herz ist betrübt, und er siehet nicht ohne Mittleid, daß seine Kinder vom Hunger gequält werden.,,

,,Was mich betrift, so wünsche ich euch ,,eine glückliche Reise, und bey eurer Zurück,,kunft eine gute Erndte. Ich hoffe, der große ,,Geist wird Mitleiden mit euch haben, spottet ,,seiner nicht, gebiethet euren Jünglingen, daß ,,sie nicht muthwillig sind, das ist, daß sie

(1) Die Wilden halten eine Menge Hunde, die sie zur Jagd brauchen. Als ihr Dorf abgebrannt war, so konnten sie ihre Hunde nicht futtern, und diese zerrissen das Französische Vieh. Die Hunde der Wilden sind halb Wölfe und halb Hunde.

„die Weibgen der Biber an den Seen und an„dern Gegenden, wo eure Feinde ihre Jagd „haben, sich deswegen zu rächen, wie euch die „traurige Erfahrung schon gelehrt hat.

„Euer Vater hat an den M. Adamville „geschrieben, der im Lande der Peorias kom„mandirt, für euch mit den Renards Frieden zu „schließen, und wegen der Ranzion eurer gefan„genen Weiber und Kinder, mit ihnen zu han„deln. Die Waaren dafür werden ihnen, „auf Rechnung des Königs, eures Vaters, „des großen Oberhauptes der weißen und ro„then Menschen, gegeben werden.„

Es ist bey den Wilden nicht gewöhnlich, diejenigen zu strafen, welche in einer Schlacht, wo es auf die Ehre, oder die Vertheidigung des Vaterlandes ankommt, ausreissen, oder sich zurückziehen. Sie werden aber als ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts angesehen. Es wird ihnen immer vorgeworfen, sie wären keine Menschen, sondern alte Weiber. Sogar die Weiber verachten sie, und die allerhäßlichsten Mädgens wollen sie nicht zu Männern haben, und wenn es sich zuträgt, daß eine einen solchen heyrathen will, so lassen es die Verwandten nicht zu, und wollen keinen Menschen, der ohne Herz, und seinem Vaterlande unnützlich ist, in ihrer Familie wissen. Ein solcher ist gezwungen seine Haare wachsen zu lassen und

einen **Alkonan**, oder Weiberhabit zu tragen. Ich habe einen gekannt, der um diese schändliche Kleidung ablegen zu dürfen, ganz allein wider die Tchicachas unsre und ihre Feinde zu Felde zog. Er nahere sich ihnen, indem er wie eine Schlange auf dem Bauche kroch, und hielt sich drey bis vier Tage ohne zu essen und zu trinken in dem Gesträuche versteckt. Als nun um diese Zeit die Engländer den Tchicachas in einer Caravane Waaren zuschickten, so tödtete der Illinois einen davon, der ein wenig zurück geblieben war, hieb ihm den Kopf ab, schwung sich auf sein Pferd und entfloh. Bey seiner Zurückkunft setzte ihn seine Nation wider in seine Würde ein, und gab ihm eine Frau, Krieger zu zeugen. Er hatte vor seiner Abreise Hundefleisch gegessen, welches ein Aberglaube ist, der unter den Wilden im Schwange gehet, und davon ich oben schon geredet habe.

Der oberste Cacique der Illinois stammt aus der Familie der Prinzen Tamaroas her, die vorzeiten die ganze umliegende Gegend beherrscht haben. Dieser wilde König ist ein Sohn von dem, der mit seinem Hofstaat im Jahr 1720 nach Frankreich kam. Er wurde dem Könige vorgestellt, der ihn mit einer goldnen Medaille, mit seinem Portrait, beschenkte: sein Sohn trägt dis Geschenk jetzo am Halse. Es war auch eine Frau von der Nation der Missouris mit, die man die Prinzes-

sinn der Missouris (1) nannte. Herr Dubois, der Sergent und Dollmetscher dieser Amerikanischen Gesandtschaft war, wurde vom Könige zum Oberofficier gemacht, und heyrathete bey seiner Zurückkunft nach Amerika diese Missourische Dame. Als sie hernach Wittwe geworden, so heyrathete sie den Herrn Marin, Hauptmann von der Militz wieder, von dem sie eine Tochter gehabt, die noch lebt.

Die Indianische Prinzeßinn erzählte, bey ihrer Zurückkunft ihren Landsleuten, die Pracht des Französischen Hofes, wo sie sehr wohl aufgenommen, und mit Geschenken überhäuft war. Sie hatte unter andern auch eine goldene mit Diamanten besetzte Repetiruhr geschenkt bekommen: welche die Wilden wegen ihrer Bewegung, die sie nicht begreifen konnten, einen Geist nannten.

Ich habe hier mit einem alten Wilden geredet, der mit in dem Gefolge des Prinzen Tamaroas gewesen war. Diesen frägte ich unter andern, was er schönes in Paris gesehen hätte? Er antwortete mir: das schönste was er gesehen, wäre

(1) Sie war eine Tochter des obersten Caciquen dieser Nation. Man sagt, sie wäre eine Maitresse des M. de Bourmont gewesen, der während seines Aufenthalts unter den Missouris so viel von Frankreich gerühmt hätte, daß er dadurch viele bewogen ihm dahin zu folgen. Die Tochter ließ sich taufen und wurde eine Christin.

wäre die Fleischerstraße, denn da fände man sehr viel Fleisch, hernach folgte die Straße St. Honore. Wenn er seinen Landsleuten erzählte, daß er in der Opera gewesen, und daß alle Leute darinn Zauberer wären, oder auch, daß er auf dem Pont=neuf kleine Menschen gesehen (1), die geredet und gesungen hätten, so wollte ihm Niemand glauben. Wenn er ihnen erzählte, daß er ein großes Französisches Dorf (Paris) gesehen, darinn so viel Menschen gewesen, als Blätter auf den Bäumen in ihren Wäldern, (dis ist eine Hyberbole, deren sich die Wilden bedienen, eine sehr große Anzahl anzudeuten, denn sie haben keine Ausdrücke über hundert zu zählen) so antworteten sie ihm: die Europäer müsten ihm die Augen verblendet und ihn immer einerley Gegenstände gezeigt haben, denn dis wäre unmöglich. Er fügte hinzu, er habe Cabanen des großen Oberhauptes der Franzosen gesehen, nemlich das Louvre und Versailles, die so groß wären, daß mehr Menschen darinn wohnen könnten, als in ihrem Lande sind. Er erzählte auch, er habe die Cabane der alten Krieger gesehen, das Invalidenhaus zu Paris. Weil dieser Alte schon anfieng kindisch zu werden, so glaubte er mit den Wilden, die Europäer hätten ihn bezaubert. Ein andrer Illinois, der diese Reise auch mit gethan hatte,

 sag=

(1) Man wird leicht verstehen, daß dis Marionetten gewesen.

sagte, er habe in den Thuillerien zu Paris Menschen gesehen, die halb Weiber wären, sie hätten ihre Haare wie Weiber frisirt, trügen Ohrringe in den Ohren, und große Blumensträuße auf der Brust: er hätte vermuthet, daß sie sich schminkten und gefunden, daß sie wie die Crokodile röchen (1).

Dieser Amerikaner redete mit der größten Verachtung von der Art von Menschen, die wir unter dem Namen der Petits Maitres kennen. Diese Menschen scheinen mit der Schwachheit und Zärtlichkeit des weiblichen Geschlechts gebohren und von der Natur zu Weibern bestimmt zu seyn, die sich aber hernach bey Austheilung ihres Geschlechts geirret hat.

Dieser Wilde hatte auch die enorme Höhe der Coeffüren des weiblichen Geschlechts, die um die Zeit Mode war (2), eben so wol als ihre hohen Absätze bemerkt. Aber was würde er nicht gesagt haben, wenn er ihre jetzigen ausschweifend großen Reifröcke, und ihre feinen Taillen, die sie von Kindheit an in ihre Panzer, die sie Schnürbrüste nennen, einschnüren, ge-

(1) Das Crocodil im Mißißippi hat Säcke mit Bisam, die noch größer sind, als die bey den Ostindischen. Der Geruch davon ist so stark, daß man ihn riechet, ehe man das Thier siehet.

(2) Es war während der Minderjährigkeit Ludwig XV.

gesehen hätte? Diese Coquetten werden durch ihre Künste eben so lächerlich als ihre närrischen Verehrer. Sie werden in ihren Reisen durch Europa, so wol als ich, angemerkt haben, daß die Ausländer, und die aus den Provinzen, welche in Paris gewesen, und unsre Stutzer und Stutzerinnen haben nachahmen wollen, sich durch dieses unnatürliche und närrische Bezeigen, bey ihren Landsleuten lächerlich und unerträglich gemacht. In der That, sagte dieser Wilde, solche weibische Manieren entehren eine an sich ehrwürdige Nation.

Ich habe einen Brief vom Marquis von Vaudreuil erhalten, darin mir dieser sein Beyleid über den Verlust, den ich durch den Schifbruch meines Fahrzeuges erlitten, bezeugt. Dieser Gouverneur hat uns einer Edelmüthigkeit, die ihm eigen ist, das Unglück eines Officiers, der im Dienste des Königs alle das seinige verlohren, nach seinem Vermögen zu lindern gesucht.

Er hat mir erlaubt nach Neuorleans zurück zu kommen, und mir seinen Beutel und seinen Tisch angebothen; ich befürchte sehr, daß er, bey meiner Ankunft daselbst, schon nach Frankreich abgegangen seyn wird. Man kann mit Wahrheit sagen, daß er sich hier oft jedermanns Hochachtung und Ergebenheit erworben hat, und die Wilden vergleichen ihn mit seinem Vorgänger, dem M. de Bienville. Wenn diese wilden Völker einen Gouverneur

nicht loben, sondern ihn einstimmig verabscheuen, so ist dis die stärkste Anklage wider ihn.

Ehe ich diesen Brief schließe, muß ich noch etwas von den Massouris sagen: der Baron Porneuf, der auf dem Fort Orleans, welches in ihrem Lande liegt, das Kommando geführt, hat mich versichert, sie wären vordem sehr kriegerisch gewesen, aber die Französischen Waldläufer hätten sie durch ihre üble Aufführung und die Uneinigkeit, die sie unter sie gebracht, verdorben. Ihre betrügliche Art zu handeln hätte diese verächtlich gemacht, sie entführten auch den Wilden die Weiber, welches diese Nation, als das größte Verbrechen ansieht, und Vergehungen von dieser Art finden bey ihnen niemals Vergebung. Die unordentliche Lebensart dieser Leute brachte endlich die Missouris so weit, daß sie, unter dem Gouvernement des Herrn von Bienville, den Herrn Dübois mit sammt der kleinen Garnison, die unter seinen Befehlen stand, ermordeten. Weil kein einziger Soldat davon entkommen ist, so hat man niemals gründlich erfahren können, wer Recht oder Unrecht gehabt.

Itzo will ich Ihnen einen Zug von diesem Volke erzählen, der beweisen wird, daß sie nur dem Nahmen nach Wilde sind, und daß die Franzosen, die sie haben betrügen wollen, sich selbst hintergangen haben. Ungefähr vor 40 Jahren kannten diese Wilden die Europäer noch

noch nicht; ein Reisender oder Waldläufer kam in ihr Land, lehrte sie die Feuerröhre kennen, und verkaufte ihnen einige Flinten und Schiespulver. Diese thaten damit eine sehr gute Jagd, und hatten also sehr viele Felle. Einige Zeit hernach kam ein alter Waldläufer zu ihnen, und bot ihnen Pulver zum Verkaufe an, weil sie aber noch damit versehen waren, so eilten sie nicht sehr mit ihm zu handeln. Um aber doch sein Pulver loß zu werden erdachte dieser eine sehr ausserordentliche List, ohne sich darum zu bekümmern, was für Folgen seine Aufführung für seine Landsleute haben würde, und er glaubte eine sehr große That ausgeführt zu haben, daß er diese armen Leute betrogen hatte.

Weil die Wilden von Natur sehr neugierig sind, so wollten sie auch gern wissen, woher in Frankreich das Pulver, welches sie Saamen nennen, entstünde. Der Jäger überredete sie: man säete es in Frankreich aus, und erndte es ein, eben wie man in Amerika den Indig und Hirsen erndtet.

Die Missouris waren über diese Entdeckung sehr erfreuet, und säeten alles Pulver, was sie vorräthig hatten, kauften auch dem Franzosen das seinige ab, der dafür ein ansehnliches an Biber, Fischotter, und andern Fellen bekam, womit er den Fluß herunter segelte bis zu den Illinois, wo damals M. de Tonti kommandirte.

Die

Die Missouris giengen von Zeit zu Zeit in ihre Thäler, um zu sehen, ob das Pulver aufgienge: sie hatten auch Wächter dabey gesetzt, damit das Wild ihre gehofte Erndte nicht verderben möchte: aber sie kamen bald hinter die Betrüglichkeit des Franzosen. Ich muß hier anmerken, daß man die Wilden nur einmal betrügen kann, und daß sie es nicht vergessen, wenn man es gethan hat. Die Missouris beschlossen deswegen, sich an dem ersten von unsrer Nation, der zu ihnen kommen würde, zu rächen. Kurze Zeit hernach reizte die Begierde nach Gewinn diesen Waldläufer seinen Compagnon mit Waaren, die bey den Missouris angenehm waren, zu ihnen zu schicken. Diese erfuhren, daß er ein College von dem sey, der sie betrogen hatte, verbargen aber nichtsdestoweniger ihren Zorn über den Streich, den ihnen sein Vorgänger gespielt hatte. Sie liehen ihm sogar ihre öffentliche Cabane, die mitten im Dorfe lag, um darin seine Waaren auszulegen. Sobald er mit dem Auspacken fertig war, fielen die Missouris in größter Unordnung herein, und ein jeder, der so einfältig gewesen war Pulver zu säen, trug eine Last Waaren weg, so daß der arme Handelsmann um alle seine Waaren kam, ohne von den Wilden das geringste dafür zu erhalten. Der Franzose schrie sehr über ein solches Verfahren und beklagte sich deswegen bey dem Oberhaupte der Nation, welcher ihm mit einem ernsthaften Gesichte

sichte antwortete: er wollte ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen, man müsse aber erst die Erndte des Pulvers abwarten, welches seine Unterthanen auf Anrathen seines Landsmannes ausgesäet hätten: er versicherte ihn, bey seinem königlichen Worte, daß er alsdenn sogleich eine allgemeine Jagd würde anstellen lassen, und daß alle die Felle von den wilden Thieren, die man auf dieser Jagd fangen würde, ihm, als eine Vergeltung für das wichtige Geheimniß, welches die Franzosen seiner Nation gelehret, sollten gegeben werden.

Unser Reisender führte vergebens an, der Boden der Missouris sey vielleicht nicht geschickt Pulver zu tragen, seine Unterthanen hätten sich geirret, dieses käme nur in Frankreich fort. Alle seine Entschuldigungen waren vergebens, und er kam sehr erleichtert und verwirret wieder zu Hause, daß ihn eine wilde Nation hatte müssen eines bessern belehren.

Diese Lection schreckte die andern Franzosen nicht ab, sich nochmals an die Missouris zu wagen. Einer von ihnen erdachte sich eine List, und um diese bey ihnen auszuführen, belud er eine Pirogue mit allerley Kleinigkeiten, und einem Fasse voll Kohlenstaub, worüber er ein wenig Pulver schüttete. Als er bey ihnen angekommen war, packte er alle seine Spielsachen in ihrer großen Cabane aus, in der Absicht, sie anzulocken. In der That dauerte es auch nicht lange, so fiengen die Wilden an seine Waaren

zu

plündern. Der Franzose machte darüber einen großen Lerm, schalt die Wilden, und lief zu der Pulvertonne, die er zu dem Ende hingesetzt hatte, stieß den Boden aus, nahm einen Feuerbrand und schrie: ich habe den Verstand verlohren, ich werde die Cabane in die Luft sprengen, und ihr sollt mit mir in das Land der Geister gehen. Die erschrockenen Wilden wusten nicht was sie thun sollten: die Franzosen, welche draußen vor der Cabane waren, schrien: ihr Bruder habe den Verstand verlohren, und würde ihn nicht eher wieder finden, bis sie ihm seine Waaren gegeben, oder bezahlt hätten. Alsbald liefen die Chefs in dem Dorfe herum und vermahneten die Einwohner dazu: diejenigen, welche Verwandte in der Cabane hatten, vereinigten sich mit ihnen; das Volk wurde hierdurch bewegt, und sie brachten alles Pelzwerk, was sie hatten, in die Cabane. Nun sagte der Franzose: der Verstand sey ihm wieder gekommen. Der Chef überreichte ihm die Pfeife, er rauchte daraus, und goß Wasser auf das Pulver, um sie zu überzeugen, daß er keinen Gebrauch mehr davon machen wollte, und in der That, um den Wilden seinen Betrug zu verbergen. Er hatte sich durch diesen Streich für mehr als 1000 Thaler Pelzwerk erworben. Die Wilden haben ihn von dieser Zeit an sehr hochgeschätzt, und ihn einen **wahren Menschen**, oder **tapfern Mann** genannt.

Ich will meinen Brief mit der Erzählung einer so wunderlichen als ausserordentlichen Ceremonie, einer Gesandtschaft der Missouris endigen, welche hierher geschickt wurde, als M. de Boisbriant bey ihnen das Kommando führte. Diese traurige Geschichte wird denjenigen Officiers, die aus einer edlen Ehrbegierde ein Kommando im Militairstande suchen, zeigen, daß ihnen die Kenntniß der Erdbeschreibung unumgänglich nöthig ist, und daß sie sich es müsten sehr angelegen seyn lassen, die Beschaffenheit und Lage des Landes, darin man Krieg führt, kennen zu lernen, um sich vor unvermutheten Ueberfällen von den Feinden in Sicherheit zu setzen.

Während der Zeit der Vormundschaft sahe Spanien unsre Etablissements an dem Flusse Mißißippi mit neidischen Augen an. Die Engländer ersparten auch an ihrer Seite weder List noch Ränke, um unsre angehende Colonien zu zerstöhren, wie sie sich jetzo wieder angelegen seyn lassen uns von dem Flusse Oyo zu vertreiben, von dem sie, eben wie von dem Mißißippi, vorgeben, daß er ihnen zugehöre.

Im Jahr 1720 entschlossen sich die Spanier, sich in dem Lande der Missouris, welches den Illinois sehr nahe liegt, fest zu setzen, um uns gegen Abend mehr und mehr einzuschließen. Dieses Land ist von Neu-Mexico, welches die äußerste Provinz der Spanier im nördlichen Amerika ist, sehr weit abgelegen.

Sie glaubten, es sey nothwendig, um ihre Colonie gänzlich sicher zu setzen, daß sie die Nation der Missouris vertilgten. Weil ihnen aber die Aufführung dieses Projects, ohne fremde Hülfe, unmöglich war, so entschlossen sie sich, in ein Bündniß mit den Osages, einem benachbarten Volke, welches in einer beständigen Feindschaft mit den Missouris lebte, zu treten, und durch dieser Hülfe ihre Nachbarn zu vertilgen. In dieser Absicht formirten sie zu Santa Fe eine Caravane von Männern, Weibern und Soldaten, sie hatten ein Jacobiter Mönch zum Beichtvater und einen Ingenieur-Hauptmann zum Anführer, und dabey so viel Pferde und ander Vieh, als zu einem dauerhaften Etablissement erfodert wird.

Diese Caravane irrte sich auf ihrem Wege, und kam im Lande der Missouris an, als sie glaubten bey den Ossages zu seyn. Alsobald schickte der Anführer seinen Dollmetscher an das Oberhaupt der Missouris, und ließ ihn anreden, als ob er der Cacique der Ossages gewesen wäre, er sagte zu ihm: er käme, mit ihm ein Bündniß zu schließen, um mit gesammter Hand die Missouris ihre Feinde zu vertilgen.

Der Chef der Missouris verbarg sein Erstaunen über diesen Vorschlag, bezeugte sogleich den Spaniern viele Freude über ihre Ankunft, und versprach ihnen, daß er sehr bereitwillig mit ihrer Hülfe diesen Anschlag, der ihm so viel Vergnügen machte, ausführen

wür-

würde. Er lud sie darauf ein, sich einige Tage von ihrer beschwerlichen Reise auszuruhen, unterdessen wollte er seine Krieger versammlen und sich mit den Aeltesten des Volks berathschlagen. In dieser Rahtsversammlung wurde beschlossen, daß man die neuen Gäste sehr wohl bewirthen, und ihnen die aufrichtigste Freundschaft bezeugen sollte.

Sie wurden darauf mit einander einig, daß sie in 3 Tagen aufbrechen wollten. Der Spanische Anführer ließ ihnen alsdenn 1500 Flinten, eben so viel Pistolen, und Säbel und Streitärte austheilen. Aber in der Nacht darauf überfielen die Missouris das Spanische Lager mit Anbruch des Tages, und erwürgten sie alle, den Jacobiter Mönch ausgenommen, den sie wegen seines sonderbaren Habits, der keinen Krieger ankündigte, verschonten. Sie gaben ihn den Beynamen Aelster, und ließen ihn, wenn sie zusammen kamen, zu ihrem Zeitvertreibe auf einem Spanischen Pferde die Schule machen.

Dieser Jacobite war bey allen Liebkosungen und guten Begegnungen, die ihm widerfuhren, nicht ohne Unruhe und befürchtete immer, dieses Spiel möchte sich endigen, daß sie ihn ihrem Manitu opferten. Deswegen machte er sich eines Tages ihr Zutrauen zu nutze, und entwischte ihnen aus dem Gesichte. Man hat diese Umstände von den Missouris selbst er-

fahren, als sie die Zierrathen der Capelle hierher brachten. Ihr Chef hatte das vornehmste Meßgewand um, und den Teller vom Kelche, wodurch er einen Nagel geschlagen, am Halse hängen. Er gieng sehr gravitätisch voran, und hatte eine Mütze von Federn mit ein paar Hörnern auf dem Kopfe. Die nächsten, welche ihm folgten, hatten auch Meßgewand um, nach diesen kamen einige mit den Monstranzen, hernach die, welche die Binden der Priester um den Hals trugen. Auf diese folgten 3 oder 4 junge Wilde mit Chorhemden und andern Mänteln: die Acolyten waren wider die Gewohnheit in dieser ganz neuen Proceßion die letzten, und hatten kein Kreutz oder Leuchter in ihren Händen, um damit nach dem Tacte hinter her zu tanzen. Dis Volk, welches nichts von der Ehrfurcht wuste, welche man den geheiligten Gefäßen schuldig ist, hatte den Kelch einem Pferde, statt einer Glocke, an den Hals gehängt.

Stellen sie sich den lächerlichen Aufzug dieser sonderbaren Proceßion vor, die nach dem Tacte zu der Wohnung des M. de Boisbriant, mit der Friedenspfeife in der Hand, kam.

Die ersten Franzosen, welche diese Masquerade ansichtig wurden, liefen sogleich zum M. de Boisbriant, ihn davon zu benachrichtigen. Dieser Officier, der eben so gottesfürchtig als tapfer war, wurde bey dem Anblicke dieser

Wilden vom Schmerze durchdrungen, und wuste nicht, was er davon denken sollte, und befürchtete, sie möchten ein französisches Etablissement zerstöhrt haben, als sie aber näher kamen, so verlohr sich seine Besorgniß, und er hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten.

Die Missouris erzählten ihm, wie die Spanier hätten zur Absicht gehabt, ihr ganzes Volk zu vertilgen: sie brächten ihm diese Dinge, weil sie sie nicht brauchen könnten, und bäten ihn, daß er ihnen Waaren dafür geben möchte, die ihnen angenehmer wären. Dis that er und schickte hernach das Kirchengeräthe an den M. de Bienville, der damals General-Gouverneur von Louisiana war.

Weil sie viele Pferde von der Spanischen Caravane erbeutet hatten, so schenkte der Anführer der Missouris den M. de Boisbriant einige der schönsten.

Sie brachten auch die geographische Charte mit, die die Spanier verführt hatte, welche sich unvorsichtiger weise ihrem Feinde in die Hände geliefert hatten.

Ich werde mir die Erlaubniß zu nutze machen, die ich erhalten, nach Neuorleans zu gehen. Wenn ich da unsern General, und einen Brief von Ihnen finde, so wird dis ein doppeltes Vergnügen für mich seyn. Ich bin, mein Herr rc.

Aus dem Lande der Illinois den 15ten May. 1753.

VIII. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset aus dem Lande der Illinois nach Neuorleans. Ankunft des M. de Kerlereck. Abreise des M. de Vaudreuil. Zweyte Reise des Autors zu den Illinois. Heroische That eines Vaters, der sich für seinen Sohn aufopfert.

Mein Herr!

Ich langte im Junius in der Hauptstadt von Louisiana an, wo ich einen Brief von Louisiana vorfand, daraus ich mit Vergnügen ersehe, daß Sie sich wohl befinden, welche angenehme Nachricht mich, wegen des Verlusts unsers lieben Gouverneurs schadlos hielt. Er war vor meiner Ankunft nach Frankreich abgereiset, und um das Unglück vollkommen zu machen, war M. Michel de la Rouvilliere auch an einem Schlagflusse gestorben. Dieser Officier hatte das Unglück, welches mir, in dem Schiffbruche meines Fahrzeuges, begegnet, erfahren, und schrieb deswegen an mich, daß ob es gleich die Gewohnheit mit sich brächte,

daß

daß der König dergleichen Verlust nicht vergütete, so würde er doch mit Vergnügen suchen mir unter die Arme zu greifen. Ich möchte zu dem Ende ein richtiges Verzeichniß, von allem was ich verlohren, machen, und dieses vom M. de Makarty, der die Convoye kommandirt, unterzeichnen lassen, dis, schrieb er, sey deswegen höchst nothwendig, damit die Rechnung könnte in die Ausgabe gebracht, und als ein Beleg beygelegt werden. Er versprach mir, daß sobald er diese Rechnung zu Händen bekommen würde, so würde er es so einrichten, daß mich der König entschädigte. Der Marquis von Vaudreuil hatte mich, vor seiner Abreise, dem M. de Kerlereck, seinem Nachfolger empfohlen, welcher aber wenig Achtung gegen diese Empfehlung bewiesen hat. Er hat eine Denkungsart, die der, welche sein Vorgänger besaß, ganz entgegen gesetzt ist, und hat zum Vorwande, er sey nicht blos so weit hergekommen um die Luft zu verändern. Er hielt mich zu Neuorleans auf, und erlaubte mir erst 1754, mit einer Flotte, die M. Faverot kommandirte, wieder nach meiner Garnison zu gehen. Wegen der vielen Ballen Waaren, damit die königlichen Fahrzeuge angefüllt waren, konnte ich darauf keinen Raum für meine Reiseprovision finden, und beklagte mich deswegen beym M. de Kerlereck, der mich bey dieser Gelegenheit alles ersinnliche Misvergnügen em-

pfinden ließ. Als er mich hierauf fragte, wie viel Ballen ich mitnehmen wollte, so antwortete ich ihm: ich verstünde mich nicht auf die Handlung: ich wäre ein Soldat und der König hätte mich nach Louisiana geschickt, ihm zu dienen, und daß ich hierinn meine Ehre suchte: endlich erlaubte mir M. de Kerlereck wieder zu meiner Garnison zu reisen.

Ich gieng den 17 August von Neuorleans ab, aber die Fahrzeuge waren, wie ich schon gesagt habe, mit Waaren so sehr beladen, daß wir nicht vor dem Froste nach dem Orte unsrer Bestimmung kommen konnten, sondern unterweges überwintern musten, und das Geschwader kam erst im Januar 1755 nach dem Lande der Illinois, wodurch ganz unbeschreibliche Kosten, auf Rechnung des Königs, verursacht wurden. Die Beschwerlichkeiten einer so langen Reise griffen meine Gesundheit so sehr an, daß ich ohne Hoffnung war. Ich gieng zu Fuße, und ließ mich von den Wilden führen, und wenn ich müde war, so ließ ich mich in einer Ochsenhaut, die man an zwey Stangen gebunden hatte, wie in einer Senfte tragen. Die Träger löseten sich untereinander ab, und ich kam auf diese Art zum zweytenmal auf das alte Fort Chartres, wo ich eine Cabane bezog, um darinn so lange zu wohnen, bis ich eine Wohnung in dem neuen Fort, welches beynahe fertig ist, würde beziehen können.

Es

Es ist von Steinen gebauet, hat 4 Bastionen, und kann eine Garnison von 300 Mann halten. Ich bat mir vom M. de Makarty die Erlaubniß aus, zur Veränderung der Luft nach Koakias, welches nur eine Tagereise vom Fort Chartres ist, zu gehen. Man reiset zu Wasser und zu Lande dahin. Hier ist auf dem linken Ufer des Mißißippi ein kleines Fort, weil die Passage von dem Lande der Illinois hierdurch gehet, so ist dieser Ort der Mittelpunct der Handlung in Neu Frankreich, welche wegen des Pelzwerkes beträchtlich ist.

Die Priester von S. Sulpice, welche Herren der Insul und Stadt Montreal sind, haben hier eine Mißion, unter dem Namen der heiligen Familie Jesus, angelegt. Es sind aber nur 3 Priester da. Ich habe unter diesen besonders den Abt Mercier, einen Canadier, der Groß-Vicarius des Landes der Illinois war, gekannt. Er war ein Mann von sehr exemplarischer Frömmigkeit, und der die Wilden durch seine Tugend und Uneigennützigkeit erbauete, auch ist mir seine Freundschaft wegen der genauen Kenntniß, die er von den Sitten der Wilden hatte, sehr nützlich gewesen. Er verstand die Landessprache, und weil er sie sehr geläufig redete, so schätzten ihn die Wilden sehr hoch und thaten nichts wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen. Er hat den Weinberg des Herrn in diesen entfernten Ländern 48 Jahr gebauet,

bauet, und die Wilden haben diese ganze Zeit über viel Ehrfurcht gegen ihn gezeigt. Ein Mann von diesem Character konnte zum Besten dieser Völker nicht lange genug leben. Dieser Apostel der Wilden in Louisiana wurde in der Fasten von einer auszehrenden Krankheit befallen, und starb daran an einem Freytage wie ein christlicher Held. Er hatte eine unvergleichliche Gegenwart des Geistes, und ich für mein Theil habe ihn sehr bedauret. Die Franzosen und die Wilden waren über seinen Tod untröstlich, und diese letzten schickten Abgeordnete, die nach ihrer Gewohnheit bey seinem Grabe weinen musten. Sie kamen haufenweise zu dem Hause des Verstorbenen, und fiengen ein klägliches Geschrey an. Die armen Leute schienen ganz betroffen, und der Schmerz war auf ihren Gesichtern gemahlt. Ob wir sie schon Wilde nennen, so wissen sie doch die wahren Tugenden an einem Menschen zu schätzen. Dieser Mann hatte sein ganzes Leben über an ihrer Wohlfarth gearbeitet, und sie nannten ihn deswegen ihren Vater, und das Oberhaupt des Gebetes.

Was für ein Unterschied war zwischen diesem Mißionair und einem seiner Vorgänger, der sich fälschlich die Entdeckung von Louisiana zuschrieb. Dis war der Pater Hennepin, ein Barfüßer, von dem ich Ihnen etwas erzählen muß.

Er gab 1683 eine Relation heraus, deren Titel falsch ist, denn das Land, welches dieser Mönch und Herr Decan entdeckten, indem sie den Fluß Mißißippi, von dem Lande der Illinois an, bis an den Wasserfall S. Antoine herauf schiften, gehört nicht zu Louisiana, sondern zu Canada. Die Nachricht von der zweiten Reise des Pater Hennepin, die in der 5ten Sammlung der Reisen nach Nordamerika stehet, ist eben so unrichtig. Ihr Titel ist: **Reise nach einem Lande, welches größer als Europa ist und zwischen dem Eismeere und Neu-Mexico liegt.** Denn ob man gleich sehr weit herauf auf den Mißißippi gekommen ist, so ist man doch noch immer sehr weit vom Eismeer gewesen. Als der Autor diese zweite Reise herausgab, so war er mit dem M. de la Salle zerfallen; es scheint sogar, daß ihm verbothen worden wieder nach Amerika zu gehen, und daß der Verdruß hierüber ihn auf den Entschluß brachte, sich nach Holland zu begeben, wo er ein drittes Werk unter dem Titel herausgab: **Neue Beschreibung eines sehr großen Landes, welches in Amerika zwischen Neu-Mexico und dem Eismeere liegt, mit Anmerkungen über die Unternehmungen des M. de la Salle und andere Sachen, die die Erdbeschreibung und Geschichte des nördlichen Amerika betreffen.**

Der Autor läßt in diesem Buche seinen Verdruß nicht allein an dem M. de la Salle aus, sondern er läßt auch Frankreich seinen Zorn empfinden, von welcher Krone er sich für beleidigt hielt. Er glaubt seine Ehre dadurch zu retten, daß er erklärt, er sey ein gebohrner Unterthan des Königs von Spanien (1): aber er hätte bedenkeu sollen, daß er auf Kosten der Krone Frankreich durch Amerika gereiset, und daß er und Herr Decan im Namen des Allerchristlichsten Königs von den Ländern, die sie entdeckt, Besitz genommen. Er schämte sich sogar nicht zu behaupten, er dedicire seine Nachrichten mit Erlaubniß des Catholischen Königs seines ersten Souverains, dem Könige von Engelland Wilhelm III. und er sucht darinn diesen Monarchen aufzumuntern, diese weitläuftigen Länder zu erobern, und Mißionarien dahin zu schicken, um die Wilden zu bekehren. Ein Schritt, der die Katholiken zum Lachen bewegte, und selbst den Protestanten mißfiel, welche erstaunten, daß ein Mönch, der sich einen apostolischen Mißionair nannte, einen protestantischen Monarchen zu bereden suchte, eine Römische Kirche in der neuen Welt zu etabliren. Seine Werke sind überdas in einem rednerischen Styl geschrieben, welcher durch sei-

(1) Er war aus Donay gebürtig.

seinen Schwulst, und die Freyheiten, welche sich der Autor nimmt, wie auch durch die unanständigen Schmähungen, die er mit untermischt, misfällt. Der Pater Hennepin hat sich das Privilegium der Reisenden zu nutze zu machen gesucht, deswegen ihn auch seine Reisegefährten heftig getadelt haben, welche versichern, er sey in allen seinen Erzählungen nie bey der Wahrheit geblieben. Man siehet hieraus, daß ihn die Eitelkeit, und nicht der Eifer die Wilden zu bekehren, nach der neuen Welt gezogen.

Während der Zeit, daß ich bey den Koakias war, kamen Wilde von der Nation der Osages an. Diese verehrten als ihren Manitu eine gedörrte Schlange von ausserordentlicher Größe. Sie erzählten: dis ungeheure Thier habe große Verwüstung in ihrem Lande angerichtet, und habe einen Tyger auf einmal verschlingen können. Sie hätten ihm deswegen den Krieg angekündigt, und es angegriffen. Sie hätten es aller Orten verfolgt, aber weder Flintenkugeln noch Pfeile hätten durchdringen wollen, weil sein Leib mit einer harten Schale, beynahe wie ein Crokodil, wäre umgeben gewesen. Endlich hätten sie es doch getödtet, indem sie ihm Kugeln und Pfeile in die Augen geschossen. Der, welcher es getödtet hatte, trug die Zeichnung davon an seinem Leibe beynahe eben wie mir die Akankas einen

Rhe-

Rhebock in die Lende ätzten. Sie beitzten solche Bilder auf folgende Art ein. Sie zeichnen das Bild desjenigen Objects oder Thieres, welches sie einbeitzen wollen, mit schwarzer Farbe oder Canonenpulver auf die Haut. Hernach ritzt man die Haut mit Nadeln bis es anfängt zu bluten, und wischt mit einem Schwamme, der in aufgelöſetes Salz gedunkt ist, ganz leicht darüber weg, dis vermischt das Blut mit der schwarzen Farbe, und verursacht eine Kruste auf der Haut, die die Figur unauslöschlich macht. Dieses geht nicht ohne empfindlichen Schmerz ab, weil es aber gleichsam ein Ordenszeichen ist, welches man nicht anders als zur Belohnung rühmlicher Thaten bekommt, so duldet ein jeder die Schmerzen gern, um das Zeichen eines Helden zu tragen. Diese Ehrenzeichen werden vermehrt, so wie einer mehr rühmliche Handlungen im Kriege thut.

Wenn es sich jemand von diesem Volke einfallen ließe, sich eine solche Figur einbeitzen zu lassen, ohne sich im Felde hervorgethan zu haben, so wurde er degradirt, und als ein Niederträchtiger angesehen, der dieser Ehre nicht würdig wäre, die nur denen gebühret, die ihr Leben edelmüthig für ihr Vaterland in Gefahr setzen. Selbst die Söhne der Caciquen werden bey diesen Völkern nicht vorge-

gezogen, außer wenn sie, nach dem Beyspiele ihrer Voreltern, tugendhaft und tapfer sind.

Ich habe einen Wilden gesehen, der, ob er sich gleich niemals in Vertheidigung seines Vaterlandes hervorgethan, sich dennoch ein Ehrenzeichen einbeitzen ließ, um diejenigen zu betrügen, die nur nach dem äußern Scheine urtheilen. Dieser Geck wollte in der Absicht für einen Held angesehen werden, um eins der hübschesten Mädgens seiner Nation zur Frau zu bekommen, welche, ob sie gleich eine Wilde war, sehr vielen Ehrgeitz besaß. Als er auf dem Puncte war, die Heyrath mit der Familie seiner Braut zu schließen, so versammleten sich die Häupter der Krieger, welchen es verdroß, daß ein Poltron ein Ehrenzeichen trüge, das nur für verdiente Krieger gehörte. Sie beschlossen diese Künheit der Krieger zu bestrafen, und um dergleichen Misbräuchen vorzubeugen, wodurch Helden und Feigherzige in eine Klasse gesetzt würden, sollte dem Prahler das Zeichen der Streitkolbe abgerissen, das heißt, die Stelle geschunden werden, welches Ehrenzeichen er sich angemaßet, ohne jemals einen Streich damit gethan zu haben, und eben dis sollte allen widerfahren, die sich dergleichen zu thun unterfangen würden.

Weil das Urtheil, welches dieser Senat der Wilden gesprochen, ganz unwiederruflich war, und er keine Gnade zu hoffen hatte, so

erbot

erbot ich mich, um die Ehre der Nation zu retten, und aus Mitleid gegen diesen Unglücklichen, ein Arzt bey ihm abzugeben. Ich versicherte, daß ich ihm die Haut mit dem Zeichen abziehen wollte, ohne daß es ihm Schmerzen verursachen sollte, und daß sich sein Blut, durch die Kraft meiner Medicin, in Wasser verwandeln würde. Die Wilden, welche mein Geheimniß nicht wusten, glaubten, ich spottete ihrer: nachdem ich also die Manieren eines Zauberers angenommen, so ließ ich den Prahler eine Schale voll Syrop, darinn ich Opium gethan, austrinken, und legte, unterdessen, daß er schlief, ein Spanisch Fliegenpflaster auf die Streitkolbe, welche er auf der Brust trug, und hernach einige Blätter von Wegbreit, die auf dieser Stelle einen Geschwulst verursachten; das Zeichen gieng mit sammt der Haut ab, und es kam aus der Wunde nur eine wässerigte Feuchtigkeit. Dis Kunstück setzte die Indianischen Gauckler, welche die Eigenschaften der Spanischen Fliege nicht kannten, in Erstaunen. Diese Fliegen sind in dem nördlichen Amerika sehr häufig, sie leuchten des Nachts, und man kann bey ihrem Lichte die feinste Schrift lesen, wenn man sie nahe bey die Buchstaben hält.

Obgleich die Wilden von den Europäern so sehr verschieden sind, so findet man doch in den Sitten der erstern oft eben das, was man

bey den letztern beobachtet. Das folgende Beyspiel soll dieses beweisen.

Ein Officier von dem Regiment Isle de France verliebte sich im Jahr 1749 in ein junges Frauenzimmer in Paris, und die Mutter des Mädgens versprach ihm, daß sie sie ihm geben wollte, sobald er das Ludwigs Kreutz haben würde. Die Liebe und das Verlangen seine Heyraht zu beschleunigen, verleiteten ihn, daß er sich dieses Ehrenzeichen, welches der König allein giebt, selbst gab: und nun sahe ihn die Mutter schon als ihren Schwiegersohn an. Aber wenige Tage hernach begegnete der falsche Ritter einem Officier von seinem Regimente, der älter im Dienste, als er, war, und sehr erstaunte, daß einer, der hinter ihm war, mit dem Kreutze prangete. Dieser antwortete ihm, man könnte alles erlangen, wenn man Gönner und gute Freunde hätte. Der ältere Officier gieng alsobald zum M. d'Argenson und beklagte sich über den Tort, der ihm dadurch geschehen wäre, daß ein jüngerer Officier, als er, das Kreutz bekommen hätte. Der Minister verneinte, daß dieses geschehen sey, und ließ sich das Verzeichniß von der letzten Promotion bringen. Weil sich dieser Officier nicht darauf befand, so wurde er arretirt, und vor das Gericht der Marschälle von Frankreich gebracht. Man hielt über diese Sache ein Kriegsgericht in dem Invaliden Hause,

darinn M. de Belleisle den Vorsitz hatte, und der falsche Ritter wurde darinn verurtheilt, daß ihm das Kreutz sollte abgerissen, und er selbst degradirt werden, und 20 Jahr auf einer Citadelle gefangen sitzen.

Was die Weiber der Wilden betrift, diese können sich so viel Bilder in die Haut beitzen lassen, als sie wollen. Ich habe einige gesehen, die sogar auf den Brüsten Figuren hatten. Ob dieses gleich sehr empfindliche Stellen sind, so stehen sie doch die Marter herzhaftig wie die Männer aus, um diesen zu gefallen, und in die Augen derselben desto schöner zu seyn.

Um wieder auf dem Manitu der Osages zu kommen, so wünschte ich sehr ihn in meine Gewalt zu bekommen, um Ihr Naturalien-Cabinet damit zu vermehren. Ich handelte mit dem Priester, der ihn in Verwahrung hatte, darüber, und bot ihm Europäische Waaren dafür an. Ich stellte ihm vor, der Dienst, den er diesem Thiere erzeigte, sey ein Misbrauch, und er müste mit uns den großen Geist, oder Urheber der Natur verehren. Aber dieser listige Diener des Teufels gestand mir, daß seine dummen und abergläubigen Landsleute alles anbeteten, was ausserordentlich wäre, und daß er großen Profit von seinem Manitu zöge. Denn da er ein Arzt und Gauckler wäre, so überredete er sie leicht, ihr

Gott

Gott esse des Nachts mit dem bösen Geiste, und sie musten ihm Lebensmittel für denselben und feine Thierhäute, ihn damit auszuschmücken, in seine Hütte bringen.

So bestärkte dieser Betrüger durch seine listigen Reden diese armen Leute in ihren Irrthümern und Vorurtheilen. Diese Wahrsager überreden das Volk, sie hätten Umgang mit dem bösen Geiste, vor dem sie sich sehr fürchten, weil sie glauben, er könne nichts als böses thun. Was den großen Geist betrift, so sagen sie, weil dieser gut wäre, so würde er ihnen nicht schaden.

Ich will diesen Brief mit der Erzählung von dem Tode eines Wilden von der Nation der Collapissas beschließen, der sich für seinen Sohn aufopferte. Ich habe diese heldenmüthige That, welche einer der edelsten ist, die ein Mensch thun kann, immer bewundert.

Als einst ein Chactas sehr übel von den Franzosen redete, und sagte, die Collapissas wären ihre Hunde, oder Sclaven, so verdrossen diese nachtheiligen Reden einen von dieser Nation so sehr, daß er den Lästerer mit seiner Flinte todt schoß. Die Nation der Chactas, welche die stärkste und erfahrenste im Kriege in diesem ganzen Lande ist, ergriff sogleich die

Waffen und schickte Abgeordnete nach Neuorleans, die den Kopf des Mörders, der dahin unter französischem Schutz geflüchtet war, von dem Gouverneur fordern musten. Dieser bot ihnen Geschenke an, um die Streitigkeit beyzulegen: aber die Nation der Chactas wollte nichts annehmen und drohete sogar, das Dorf der Collapissas zu zerstöhren. Man sahe sich also, um Blutvergießen zu verhüten, gezwungen, den unglücklichen Wilden auszuliefern. Herr Ferrand, der auf dem Posten der Deutschen, auf dem rechten Ufer des Missißippi kommandirte, muste diese Verrichtung über sich nehmen. Der Ort, wo er den Wilden übergeben wurde, war zwischen dem Dorfe der Collapissas und dem Posten der Deutschen, wo man auf folgende Art mit ihm verfuhr.

Der Name des Wilden, der hingerichtet werden sollte, hieß Tichou Mingo, das ist, **ein Knecht des Caciquen.** Er hielt, nach der Gewohnheit dieser Völker, stehend eine Rede, und sagte: „Ich bin ein „wahrer Mensch, das heißt, ich fürchte den „Tod nicht, aber ich beklage das Schicksal „meiner Frau und meiner vier Kinder, „die ich noch sehr jung zurücklasse, und „meiner alten Eltern, die ich von meiner

Jagt

„Jagt (1) erhielt. Ich empfehle sie den Fran„zosen, weil ich deswegen aufgeopfert werde, „daß ich ihre Partie genommen.„

„Kaum hatte er diese kurze und nachdrückliche Rede geendigt, als sein zärtlicher alter Vater hervortrat, und die Versammlung also anredete: „Es ist etwas außerordentliches, daß mein Sohn sterben muß. Da er aber jung und stark ist, so ist er eher im Stande, als ich, seine Mutter, seine Frau und vier junge Kinder zu ernähren: es ist daher nothwendig, daß er auf der Erde bleibe, um sie zu versorgen. Was mich betrift, so bin ich am Ende meiner Tage, und habe lange genug gelebt: ich wünschte sogar, daß mein Sohn so alt werde wie ich, damit er meine Enkel erziehen könne. Ich aber bin zu nichts mehr nütze, einige Jahre mehr oder weniger sind mir gleichgültig. Ich habe wie ein Mensch gelebt, und will auch also sterben, deswegen will ich an die Stelle meines Sohnes treten.„ (2)

 Bey

(1) Er war der beste Jäger von der ganzen Nation.

(2) Diese Völker folgen dem Rechte der Wiedervergeltung, und rächen den Tod durch den Tod: es ist genug, daß einer von der Nation stirbt, wenn er auch nicht einmal mit dem Verbrecher verwandt ist: die Sclaven sind allein hiervon ausgenommen.

Bey diesen Worten, die ein so nachdrücklicher Beweiß seiner våterlichen Liebe waren, kam seine Frau, sein Sohn und Schwiegertochter, und seine vier Enkel mit Augen voller Thrånen, um den muthigen Greis herum. Er umarmte sie zum leztenmale, und ermahnte sie, den Franzosen treu zu bleiben, und lieber zu sterben, als dieselben, durch eine Niederträchtigkeit, die seines Bluts unwürdig sey, zu hintergehen. Zulezt sagte er, sein Tod wåre ein Opfer, welches seiner Nation nothwendig wåre, und er machte sich einen Ruhm daraus, sich für dieselbe aufzuopfern. Nachdem er diese Worte geredet, so reichte er seinen Kopf den Verwandten des Getödteten dar, die ihn auch annahmen. Hierauf legte er den Kopf auf einen Stamm von einem Baume, und sogleich wurde er ihm mit einer Axt abgeschlagen.

Durch diesen Tod wurde aller Streit geendigt, doch muste der junge Mensch denen Chactas den Kopf (1) seines Vaters ausliefern: indem er ihn von der Erde aufhob, redete er ihn also an: „verzeihe mir deinen Tod und er-

in-

(1) Sie steckten den Kopf auf eine Stange und trugen ihn, wie ein Siegeszeichen, zu ihrer Nation.

innere dich meiner im Lande der Seelen.„ Alle Franzosen, die zugegen waren, wurden erweicht, und bewunderten die Standhaftigkeit dieses Greises, der mit jenem berühmten römischen Redner verglichen werden kann, welchen sein Sohn, unter dem Triumvirat, verborgen hatte. Als dieser hörte, daß sein Sohn gemartert wurde, um seinen Vater zu entdecken, so konnte er nicht ertragen, daß sein tugendhafter Sohn so gequält würde, er kam daher von selbst hervor, reichte den Mördern seinen Kopf dar, und bat sie, ihn zu tödten, und das Leben seines Sohnes zu verschonen: der Sohn hingegen beschwor sie ihm das Leben zu nehmen, und es seinem Vater zu schenken. Aber die römischen Soldaten, welche weit grausamer als diese Wilden waren, ermordeten beyde zugleich, und auf einer Stelle.

M. Ferrand, welcher mich auf meiner letzten Reise nach dem Lande der Illinois begleitete, fiel in der rauhesten Jahrszeit in den Mißißippi: in dem Augenblicke, da der reissende Strohm ihn mit sich fort in einen Strudel riß, kam ein Jäger von den Akankas, der sich zum Glücke mit seinem Canot auf dem Flusse befand, herzu, und rettete ihm das Leben. Der Officier sagte darauf zu ihm: er hofte in der Folge Gelegenheit zu haben, ihm diesen

edlen Dienst, den er ihm erwiesen, zu vergelten. Bey dem ersten Worte, das er hiervon vorbrachte, fiel ihn der Wilde in die Rede, und versicherte: er habe nur die Schuldigkeit eines Bruders gethan, und einer müsse dem andern in Gefahr beystehen: da ihm der große Geist die Kunst, wie ein Fisch zu schwimmen, geschenkt, so könne er diese nicht besser anwenden, als wenn er dadurch seinem Mitmenschen das Leben rettete.

Die Wilden von beyderley Geschlechte lernen sehr früh schwimmen. Ich habe oft mit Vergnügen gesehen, daß die Mütter ihre Kinder in einen Dümpfel von klarem Wasser legten, und darinn herum schwammen, wie die Frösche. Ist eine solche Erziehung nicht weit mehr werth, als unsre Europäische? Die Frage, von der ich hier handle, ist in einem Lande, wo beynahe alle Reisen zu Wasser geschehen, von der äußersten Wichtigkeit. Ich will mich nicht bey Dingen aufhalten, die hier überflüßig seyn könnten: ich will nur sagen, daß dasjenige, was ein Mensch nach der gesunden Vernunft zuerst wissen muß, die Erhaltung seines Lebens ist, und daß es sehr zu wünschen wäre, daß die Europäischen Mütter hierinn, und auch darinn, daß sie ihre Kinder selbst stillten, den Wilden nachahmten. Diese Handlung, welche die Natur befiehlet, würde viele Vorfälle mit untergeschobenen

benen Kindern verhindern. Ohne mich auf die Beyspiele zu beziehen, welche in den berühmten Rechtshändeln hiervon angeführt werden, will ich nur ein Exempel anführen, welches sich erst kürzlich zugetragen, und das einen Beweis von den Unbequemlichkeiten abgiebt, die durch dergleichen gedungene Ammen oft verursacht werden. Ein Edelmann, der jetzo Officier bey meiner Garnison ist, ist von seiner zarten Jugend an lange verlohren gewesen. Gleich nach seiner Geburt schickte man ihn von Paris in das Herz der Normandie und er wurde erst in seinem 22 Jahre, und zwar durch einen Zufall, von seiner Familie wieder erkannt, nachdem er viel Elend und viele Gefahren ausgestanden.

Ich erinnere mich, daß ich im Jahr 1749, als ich auf einer Reise von Paris nach Arpajon war, ein Augenzeuge eines Unglücks gewesen bin, welches einem Kinde widerfuhr, das seine Eltern von sich entfernt hatten, um dadurch nicht in ihrer Bequemlichkeit gestöhrt zu werden. Die Amme, der dis Kind anvertrauet war, hatte es in ihre Schürze genommen, als sie im Begriff war in einen Postwagen zu steigen. Die Schürze, welche hinten zugebunden war, gieng auf und das Kind fiel todt auf die Erde.

Es sey mir erlaubt hier anzumerken, daß die Europäerinnen von den Wilden in ihrer Denkungsart gänzlich verschieden sind.

„Ihre grobe und wilde Richtigkeit folgt wenigsten den Gesetzen der einfältigen Natur.„

M. Thomas.

Die Wilden würden es sich für eine Schande halten, ihre Kinder der Sorgfalt einer fremden Frau, die sehr weit von ihnen entfernt ist, anzuvertrauen: sie fürchten nicht, wie die Europäerinnen, die Zärtlichkeit ihrer Männer dadurch zu verlieren, daß sie ein Pfand der gegenseitigen Liebe unter ihrem Herzen getragen. Im Gegentheil vermehrt sich ihre eheliche Liebe, und das Vergnügen ihr Geschlecht fortgepflanzt zu haben, und sich selbst täglich in ihren Kindern aufleben zu sehen, hält sie wegen der Mühe, die ihnen die Wartung und Erziehung derselben verursacht, schadlos.

Die weißen Weiber, die man hier Creolen nennt, folgen in Amerika der Europäischen Mode, und halten es sich für unanständig ihre Kinder selbst zu säugen: sie übergeben sie, sobald sie schwanger sind, einer schwarzen oder rothen Sclavinn, ohne sich darum zu bekümmern, ob das Geblüt derselben nicht verderbt ist.

ist. Verschiedene geschickte Aerzte haben aus physikalischen Gründen dargethan, daß die Milch einen Einfluß auf die Neigungen der Kinder hat. Ich habe in Amerika oft erlebt, daß Kinder durch die liederliche Lebensart ihrer Ammen aufgeopfert sind, welches die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts hindert. Doch ich überlasse diese Materie den Herrn von der Mexicanischen Facultät, diese werden es besser verstehen, als ich.

Ich schließe mit der Versicherung, daß ich allezeit seyn werde. Mein Herr rc.

Aus dem Lande der Illinois den 21 Jul. 1756.

N. S.

Ein wilder Courier, der eben ankommt, bringt uns die angenehme Neuigkeit, daß wir Choaguen, und die Oerter, die davon abhangen, an dem See Ontario, eingenommen.

Die Garnison dieses Ortes, welche aus 1500 Mann regulirter Truppen bestanden, ist zu Kriegsgefangenen gemacht, und hat die Capitulation annehmen müssen, welche ihr M. de Montcalm hat accordiren wollen. Dieser

General hat alsobald die 5 Fahnen von den Regimentern, die in diesem Platze gelegen, nach Quebeck geschickt.

M. Rigaud (1), welcher Gouverneur der drey Flüsse war, kommandirte die Canadier und die Wilden, und hatte einen vortheilhaften Posten eingenommen, von dem er dem Feinde die Zufuhr, und den Rückzug abgeschnitten.

Die Landsoldaten, die Truppen der Colonie, wie auch die Canadier und Wilden, haben sich gleich tapfer gehalten. Wir wissen noch nicht die Anzahl der Todten auf feindlicher Seite, doch weiß man, daß ihr General, beym Anfange des Angrifs, geblieben ist. Wir haben von unsrer Seite in dieser rühmlichen Unternehmung nur drey Soldaten verlohren. Der Obriste Bourlamaque von der Infanterie ist leicht verwundet, wie auch 7 oder 8 Canadier. Aber zum Unglück ist M. Decomble, einer von unsern Ingenieurs, von einem Wilden mit einem Flintenschuß getödtet, dieser sahe

(1) Er ist ein Bruder des Marquis de Vaudreuil, welcher mit dem Titel, eines General-Gouverneurs über Canada und Neu-Frankreich, nach Amerika zurück gekommen ist.

he ihn, wegen seiner Uniform, die von der Uniform der übrigen Officiers unterschieden war, für einen Engelländer an.

Der Marquis de Montcalm läßt jetzo die Befestigungswerke, um Choaguen, schleifen, und die Lebensmittel und Munition, wie auch 100 Canonen, welche er darinn gefunden, werden nach Frontenak geschaft.

IX. Brief.

An eben denselben.

Abreise des Autors von den Koakias nach dem Fort Chartres. Seine Betrachtungen über die Bevölkerung von Amerika. Beschreibung einer Caravane Elephanten, welche in der Gegend des Flusses Oyo angelangt.

Mein Herr!

Allem Anscheine nach wird dieses der letzte Brief seyn, den Sie von mir aus diesem Lande erhalten werden. Einer Verordnung der Aerzte zufolge schicke ich mich an

wie-

wieder nach Frankreich zu gehen, und die Bourbonschen Bäder daselbst zu gebrauchen, um den übeln Folgen vorzubeugen, die mir eine alte Wunde drohet, welche ich vor langer Zeit in dem Sturme des Chateau Dauphin bekommen. (1)

Unser Kommandant hat gestern durch einen Expressen die Nachricht von dem Fort Quene erhalten, daß die Engelländer große Zurüstungen machen, diesen Posten wieder zu erobern. M. de Macarty hat auch schon einen Transport Lebensmittel abgeschickt um den Ort damit zu versehen. Der Ritter de Villiers kommandirt dieses Fort an meiner Stelle, weil mir meine schlechte Gesundheit nicht erlaubt hat die Reise dahin zu thun. Wenn ich wäre im Stande gewesen dahin zu reisen, so würde ich den Ort haben untersuchen können, wo ein

(1) Dis ist ein fester Ort in Piemont, der auf einem Gipfel von den Alpen Gebirgen liegt. Er wurde 1744 den 19ten Julii unter der Anführung des Prinzen Conti erobert.

Die Brigade von Poitu, welche der brave M. de Chevert anführte, that sich in dieser Action ganz besonders hervor, und zog die Bewunderung von ganz Europa auf sich. Man sehe die Zeitungen von diesem Jahre.

ein Wilder Elephantenzähne fand: er gab mir einen Backenzahn davon, der ungefähr 6 und ½ Pfund wog.

Im Jahr 1735 fanden die Canadier, welche mit den Tchicachas Krieg führten, an dem schönen Fluß Oyo sieben Gerippe von Elephanten. Dis macht mir es wahrscheinlich, daß Louisiana mit Ostindien zusammen hängt, und daß diese Elephanten aus Asien, durch das westliche Amerika, welches wir noch nicht kennen, hierher gekommen. Eine Heerde dieser Thiere hat sich vielleicht verirret, und ist in dis feste Land gekommen, und da die Wilden damals noch kein Schießgewehr gekannt, so haben sie sie nicht ausrotten können, und es ist deswegen möglich, daß sie immer in den Wäldern fortgegangen, und endlich an den Ort, von dem ich schon geredet habe, gekommen sind. Dieser Ort ist auf der Charte von Louisiana mit einem Kreutz bemerkt. Vielleicht sind die Elephanten hier in morastige Gegenden gekommen, und wegen ihrer ungeheuren Schwere darinn stecken geblieben.

Im Jahr 1752 brachten die Missouris dem Baron Porneuf, der das Fort Francois in ihrem Lande kommandirte, das Fell von einem Thiere, welches bis hierher in Amerika unbekannt gewesen ist. Er schickte es zum Ge-

schenk

schenk an die Marquise von Vaudreuil, die sich eine Muffe daraus machen ließ. Dis Thier mochte noch einmal so groß seyn, als ein Fuchs in Europa, die Haare auf seinem Felle waren so fein und weich wie Sammet und schwarz und weiß gesprenkelt.

Einige Schriftsteller behaupten, man habe durch Nova Zembla, oder die Insel Carambicee, die gegen Norden der alten Welt liegt, über das Eis bis nach Grönland kommen können. Sie glauben, dis sey der Weg, durch den die ersten Einwohner nach Amerika gekommen, und die Meerenge, welche hier die festen Länder von einander scheidet, sey gegen Osten mit Bergen von Eis bedeckt. Aber alle die, welche diesen Weg durch Norden nach Indien versucht haben, sind von den weißen Bären gefressen oder durch das Eis umgekommen.

Meine Gedanken hiervon sind: wenn die ersten Einwohner durch diesen Weg nach Amerika gekommen wären, so würden sie sich in Canada, Neu-Engelland, und Louisiana vornemlich etablirt haben, weil die nördlichen Theile dieser Länder mit dem Lande, aus welchem sie gekommen, beynahe einerley Clima haben. Man weiß aber, daß, als die Franzosen und Engelländer das nördliche Amerika ent-

entdeckten, nur sehr wenige Einwohner darinn waren, da im Gegentheil die Spanier, welche Mexico und Peru eroberten, Kayser und Könige in diesen Ländern fanden, welche zahlreiche Armeen aufbringen konnten, und ihren Abgöttern jährlich 20000 Gefangene opferten. Man hat daher Ursach zu glauben, daß die ersten Menschen durch Westen, nemlich Mexico und Louisiana, nach Amerika gekommen (1). Die Elephanten, welche man hier gefunden, bestärken diese Vermuthung. Noch mehr, wenn ich die Wilden, welche Sioux des Prairies genannt werden, und im Lande herumziehen, gefragt habe, so haben sie mir geantwortet: sie hätten von andern Wilden gehört, daß gegen Westen bekleidete Menschen wären, die auf dem großen See mit großen Piroguen (2) herumschiften. Daß sie in großen Dörfern wohnten, die von weißen Steinen erbauet wären, und daß sie einem mächtigen Oberhaupte gehorchten, welches große Armeen ins Feld stellen könnte.

Ueber=

(1) Louisiana grenzt gegen Nordost an Canada, gegen Osten an Florida und die Englischen Colonien, und gegen Westen an Neu Mexico. Die Grenzen gegen Nordwesten sind noch nicht bestimmt.

(2) Die Wilden nennen das Meer den großen See und die Schiffe Piroguen.

Ueberdas beten die Mexicaner die Götzenbilder wie die Indianer an, und die wilden Natches haben einen Tempel und Götzendienst. Man hat in ihrer Sprache chinesische Wörter entdeckt. Einige Wilde schneiden sich die Haare ab, oder reissen sie sich aus, und lassen nur einen Zopf davon stehen, wie eine Mönchskrone, woran sie bunte Federn befestigen. Sie schneiden sich niemals die Nägel ab, welches in China als ein Unterscheidungszeichen des Adels angesehen wird, daß sie nemlich an der rechten Hand sehr lange Nägel tragen.

Wenn die Menschen aus Europa nach Amerika gekommen wären, so würde sich das Geschlecht der weißen Menschen darin erhalten haben, denn wir sehen, daß seit drittehalb hundert Jahren, da Columbus die neue Welt entdeckt, die Europäer, welche sich darinn niedergelassen, die weiße Farbe ihrer Vorfahren, von Geschlecht zu Geschlecht, behalten haben. Die Thiere in Amerika sind von den Europäischen ganz verschieden, und man findet davon im Plinius und andern Naturbeschreibern nicht die geringste Nachricht. Doch wir müssen uns begnügen lassen, die Werke des Schöpfers mit Ehrfurcht zu bewundern, ohne seine Geheimnisse ergründen zu wollen.

Im

Im Vorbeygehen will ich hier anmerken, daß, als die Spanier S. Domingo in Cuba entdeckten, sie diese Inseln sehr bevölkert fanden; aber sie erwürgten die meisten von denselben, unter dem Scheine der Religion, um ihr Gold zu bekommen. Aus dieser Ursache sagte ein kleiner König auf einer dieser Inseln, welcher den Spaniern entwischt war, seinen Leuten: das Gold sey der Gott ihrer Feinde, weil sie mit so vieler Gefahr so weit her kämen, um es zu besitzen, und man müsse ihnen alles hingeben, um Ruhe zu haben. Ein andrer Cacique wurde von der Inquisition zum Feuer verdammt, ein Jesuit redete ihm zu, er möchte ein Christ werden, so würde er ins Paradies kommen: aber er protestirte dawider, daß er nicht hinein wollte, wenn Spanier darinnen wären. Diese unglücklichen Wilden hatten einen solchen Abscheu gegen die Spanier, daß sie nicht bey ihren Weibern schliefen, um so grausamen Herren keine Sclaven zu zeugen. Wenn sie die Spanier aufgefressen haben, so ist dies gewiß aus Rache, und nicht aus Geschmack am Menschen Fleische geschehen. Denn sie sagten: es wäre unmöglich, daß das Fleisch von einem Spanier gut seyn könnte.

Ich habe vergessen Ihnen in meinem letzten Briefe zu melden, daß ich mit zu dem Kriegs-Festin eingeladen war, welches das Ober-

 haupt

haupt der Illinois angestellt, um Krieger zu werben, die unter dem Ritter de Villier mit zu Felde ziehen sollten. Dieser erhielt von dem Kommandanten die Erlaubniß, eine Partie Franzosen und Wilde auf die Beine zu bringen, um den Tod des M. de Jumonville seines Bruders zu rächen, den die Engelländer, noch vor dem Kriege, ermordet hatten. „Die wilden Bewohner dieser Zonen haben in ihren „Wüsten mit Grausen diese abscheuliche That „gehört, und eilen von allen Enden her deswegen Rache zu suchen, und ihre Keulen mit „den Blitzen Frankreichs zu vereinigen.

Jumonville: Ein Gedicht von
M. Thomas.

Das Oberhaupt der Illinois heißt Papa-pe-changouhias und ist mit vielen Französischen Familien verwandt, die in diesem Lande wohnen. Dieser Cacique ist dem Prinzen Tamaroas mit dem Zunamen Chikagou, der 1754 gestorben, gefolgt. Er trägt die Medaille des Verstorbenen, und hat durch seine Ergebenheit denen Franzosen schon genugsam bewiesen, daß er würdig ist sie zu tragen. Als das Detachement des Ritters de Villier (1) in marsch-fer-

(1) Man muß den M. de Villier, der den Zunamen le Grand führete, und schon 1753 auszog, den Tod seines Bruders zu rächen, nicht mit dem Ritter de Villier verwechseln, der dies Detache-

fertigen Stande war, bat sich Papape-changouhias aus, ihn mit seinen Kriegern zum Wegweiser zu dienen, und sie marschirten den 1 April 1756 vom Fort Chartres ab. Gegen das Ende des Maymonats kamen sie an die Grenzen von Virginien, wo die Engelländer ein Fort hatten, welches mit starken Pallisaden umgeben war. In der folgenden Nacht zogen sich die Wilden, ein jeder mit einem Bündel von trocknem Holze in der Hand, bis an die Pallisaden des Forts, und steckten sie damit in Brand. Der Kommandant der Engelländer, welcher herzu geeilet war, um das Feuer löschen zu lassen, wurde von einem Wilden, bey der Helligkeit des Feuers entdeckt, und mit einem Flintenschuß getödtet. Alsobald rief ihnen dieser Wilde zu: ergebet euch, ihr englischen Hunde, wo nicht, so sollt ihr verbrannt, oder aufgefressen werden. Die Garnison wurde durch diese Drohungen in Furcht gejagt, und weil sie keinen Anführer mehr hat-

tachement anführte. Man sehe das Gedicht des berühmten M. Thomas hierüber.

Von den 7 Brüdern, daraus die Familie der Villiers bestand, sind 6 in Canada als Vertheidiger des Vaterlandes geblieben. Der Ritter de Villier ist der letzte, welcher 1759 in der Affaire von Niagare, gefangen wurde Dieser Officier hatte ein Corps Engelländer bey dem Fort Quene geschlagen.

ten, so ergaben sie sich den folgenden Tag auf Discretion. Die Wilden banden alsdenn zwey und zwey als Gefangene zusammen, einen Sergeanten ausgenommen, den ein Wilder erkannte, daß er in Friedenszeit einmal Stockschläge von ihm bekommen hatte. Dieser Unglückliche muste ein Opfer der Rache dieser Barbaren werden, und sie verbrannten ihn ohne Barmherzigkeit. Die Wilden verzeihen niemals, sie sehen sich als frey und unabhängig an, und man muß sich daher hüten, sie zu schlagen: denn sie suchen sich gewiß, früh oder spät, deswegen zu rächen.

Die Engelländer, welche hier zu Gefangenen gemacht wurden, an der Zahl 40, wurden unter den Franzosen und Wilden getheilt, welche letztern sie, nach ihrer Gewohnheit, ausplünderten, ihnen die Haare und den Bart ausrissen, und sie, auf Fürbitte der Franzosen, nur zu Sclaven machten. Doch brachten die Französischen Officiers und die übrigen Einwohner in Illinois hernach eine Summe Geldes zusammen, und kauften sie aus Mitleid, durch ein Geschenk, welches sie den Wilden gaben, wieder loß; denn diese hielten sie wie Hunde, aus der einzigen Ursache, weil sie unsre Feinde waren, um uns ihre Ergebenheit dadurch zu beweisen.

Von

Von dem Dorfe der Koakias gehet der Weg zu den Peorias, die mit den Illinois im Bündniß stehen, durch eine schöne und große Wiese, die ungefehr 25 Meilen lang ist. Die Wilden, die mich begleiteten, schlugen hier mit Stöcken einige kleine Vögel todt, die sie gefalzete Schnäbel nennen. Diese Vögel haben bunte Federn, und sind eben so wohlschmeckend, wie die Feigenbeisser in Provence. Die Wilden versicherten mich, es wären Zugvögel, und sie versammleten sich hier alle Jahre um die Zeit, wenn die Erdbeeren auf dieser Wiese reif sind, welche sie gern fressen. Das Dorf der Peorias liegt an dem Ufer eines kleinen Flusses, und ist, nach Amerikanischer Art, mit starken Pfählen, die darum herum gesetzt sind, befestiget.

Bey meiner Ankunft daselbst erkundigte ich mich nach der Wohnung des Caciquen, man führte mich zu einer großen Cabane, wo die ganze Nation versammlet war, weil die Renards, ihre Todfeinde, einen Trup ihrer Krieger in die Flucht geschlagen hatten.

Ich wurde von dem Caciquen und den vornehmsten Kriegern sehr wohl aufgenommen: sie kamen einer nach dem andern, und drückten mir zum Zeichen der Freundschaft die Hand, und schrien dabey: Hau! Hau! welches bedeutet:

tet: sey **uns willkommen**. Ein junger Wilder zündete sogleich darauf die Friedenspfeife an, und das Oberhaupt überreichte sie mir, ihrer Gewohnheit gemäs, um daraus zu rauchen.

Nachdem die ersten Höflichkeiten vorüber waren, so brachte man mir eine Schale voll von dem frischen Safte eines Baums, den sie der Ahornbaum nennen. Die Wilden sammlen diesen Saft im Monat Januar, indem sie unten in dem Baum ein Loch bohren, und eine kleine Röhre dahinein stecken. Wenn der Frost aufgehet, so läuft ungefähr ein Oxhof Wasser oder Saft heraus, welchen sie so lange sieden, bis ein Syrop daraus wird, und aus diesem kochen sie hernach einen Zucker, der ein wenig roht, und dem Calabrischen Manna ähnlich ist. Die Apotheker ziehen diesen Zucker selbst den vor, der aus Zuckerrohr gekocht wird. Die Franzosen, welche in diesem Lande wohnen, haben von den Wilden die Kunst diesen Zucker zu machen gelernt. Dieser Syrop ist sehr gut wider den Husten und Brustbeschwerden.

Hernach brachte man mir Brod von Pliackmine, Bärenfüße und Biberschwänze, ich aß auch aus Höflichkeit etwas Hundefleisch. Denn ich habe mir es zur Regel gemacht, daß

man

man sich nach dem Volke richten muß, mit dem man zu leben gezwungen ist, und daß man ihre Sitten nachahmen muß, um sich ihre Liebe zu erwerben. Zum Beyessen setzte man mir eine Schüssel voll Brey von Sagamite, die man mit Ahorn-Syrop gewürzt hatte, vor dis ist ein Essen der Wilden, welches sehr schmackhaft und erfrischend ist. Zum Desert setzte man mir eine Art trockner Früchte auf, die sehr gut schmecken, und so gut als die besten Corinthen sind. Diese Früchte sind in dem Lande der Illinois sehr häufig.

Den folgenden Morgen hatte sich eine große Menge Volks auf dem Felde versammlet. Man wollte dem neuen Manitu zu Ehren einen Tanz anstellen. Die Priester hatten sich mit einer Thonerde angestrichen, und darinn allerley ungereimte Figuren gedruckt, und ihre Gesichter waren roth, weiß, gelb, grün und schwarz gemahlt. Der Oberpriester trug auf dem Kopfe eine Mütze von Federn, die wie eine Krone gestaltet war und daran zum Zierath ein paar Hörner von einem wilden Bock waren (1). Ich kann nicht leugnen, daß mich der Aufzug dieses Prälaten zum Lachen bewegte. Weil aber dergleichen Feyerlichkeiten bey diesen

(1) Diese Thiere findet man im Lande der Missouris, ihre Hörner sind gekrümmet und schön schwarz.

Völkern sehr ernsthaft sind, so muß man sich hüten, nicht in Lachen auszubrechen: denn sie nehmen dieses vor eine Spötterey und Unanständigkeit auf. Auch stöhren die Wilden die Catholiken niemals in ihrem Gottesdienste. Aber was für ein Ungeheuer, dem göttliche Ehre angethan wurde, bekam ich hier zu sehen! Ich stand an der Thüre ihres Götzentempels, der Oberpriester (1) nöthigte mich hereinzugehen. Weil ich ihre Gewohnheiten noch nicht kannte, so bezeugte ich einigen Abscheu hereinzutreten. Aber einer, von den Wilden von meiner Gesellschaft, merkte meine Unentschlossenheit, und sagte mir, wenn ich nicht hineingienge, so würden die Wilden es für eine Beleidigung oder wenigstens für eine Verachtung aufnehmen. Dis bewog mich, hineinzugehen, und den Manitu zu sehen. Sein Kopf ragte über die Brust hervor, und war gestaltet wie der Kopf eines Bocks, seine Ohren und seine Haare waren wie die Ohren und Haare von einem Luchs: seine Füße, Lenden, Schenkel und Hände waren wie an einem Menschen. Dieser Götze mochte ungefähr 6 Monat alt seyn. Die Wilden hatten ihn in einem Walde am Fuße einer Ket-

te

(1) Der Priester, der über den Tempel gesetzt ist, bestrich, ehe er opferte, seinem Leib mit einem harzigten Gummi, und streuete Pflaumfedern von einem Schwan darüber, und tanzte in diesem lächerlichen Aufzuge dem Götzen zu Ehren.

te von Gebirgen gefunden, welche die Berge der heiligen Barbe genennt werden, und die sich bis an die reichen Bergwerke von Santa Fe in Mexico erstrecken. Die ganze Nation hatte sich versammlet um ihn um seinen Beystand wider ihre Feinde anzurufen.

Ich gab diesen Unwissenden zu verstehen, ihr Manitu wäre ein böser Geist, und bewieß es ihnen damit, daß er zugegeben hätte, daß ihre Landsleute von den Renards, ihren ärgsten Feinden, wären überwunden worden: ich rieth ihnen, sie möchten ihn verlassen, und sich an diesem bösen Geiste rächen. Sie antworteten mir: Tikalabe, hue ni gue, das ist: wir glauben dir, du hast Recht. Man sammlete darauf die Stimmen, und es wurde beschlossen ihn lebendig zu verbrennen. Der Oberpriester, oder Opferer, sprach das Urtheil über ihn: dieses lautete, wie es mir der Dollmetscher übersetzt hat, also: „Du Ungeheuer, welches aus „den Excrementen des bösen Geistes gezeugt ist, „und zwar zum Untergange unsrer Nation, „die dich in ihrem Irrthume für ihren Mani„tu gehalten hat; du hast nicht auf die Op„fer geachtet, die wir dir gebracht haben, und „hast zugelassen, daß ein Theil unsrer Lands„leute von unsern Feinden, die du offenbar be„schützest, geschlagen und in die Sclaverey ge„führt ist. Alle unsre Aeltesten haben deswe-

„ gen auf Anrathen des Anführes von den weis-
„ sen Menschen einmüthig beschlossen, daß du,
„ zur Strafe für deine Undankbarkeit gegen uns,
„ lebendig sollst verbrannt werden.„ Die ganze Versammlung bestätigte dieses Urtheil mit einem lauten Geschrey, und rieffen Hou, Hou, Hou.

Weil ich sehr begierig war dis Ungeheuer in meine Gewalt zu bekommen, indem ich das, davon ich Ihnen oben gesagt, nicht hatte erhalten können, so fieng ich es auf folgende Art an. Ich gab dem Priester ein kleines Geschenk und ließ ihn durch meinen Dollmetscher sagen, er möchte seinen Landsleuten vorstellen, wenn sie dis Thier verbrennten, so könnte vielleicht aus seiner Asche ein neues Ungeheuer entstehen, welches ihnen schädlich seyn könnte: ich wollte es daher mit über den großen See nehmen, um sie davon zu befreyen. Meine Gründe fanden bey ihm Beyfall, und durch Hülfe des Geschenks, welches ich ihm gab, wurde mein Vorschlag angenommen, und beschlossen es mit Keulen todt zu schlagen: da aber meine Absicht war, es ohne Verstümmelung zu erhalten, so ließ ich ihnen sagen, sie möchten es meinen Leuten überliefern, die es erwürgen sollten, wenn es einer von ihrer Nation tödtete, so könnte sich dieser dadurch ein Unglück über den Hals ziehen. Sie gaben mir auch hierin Beyfall, und überlieferten mir es mit der Bedingung, daß ich es

von

von ihrem Lande entfernen sollte. Ich ließ es darauf erwürgen, weil ich aber weder Weingeist noch Brantwein hatte, um es darinn zu conserviren, so muste ich es seciren lassen, um es Stückweise mit nach Frankreich zu bringen, um Ihre Sammlung von Seltenheiten der Natur damit zu vermehren. (1)

Ich will, ehe ich schließe, noch ein Beyspiel von dem Aberglauben dieser Völker, und ihrer Verehrung abscheulicher Thiere, erzählen. Im Jahr 1756 kam eine Gesandtschaft von den Missouris (2) auf dem Fort Chartres an, dabey war auch eine alte Frau, die für eine Zauberinn gehalten wurde. Sie trug um ihren nackten Leib eine lebendige Glockenschlange, deren Biß tödtlich ist, wenn man nicht augenblickliche Hülfe erhält.

Diese Priesterinn des Teufels redete mit der Schlange, welche sie zu verstehen schien, ich sehe wol, sagte sie zu ihr, daß er dir hier nicht gefällt, kehre daher in deine Heimat zurück, wo ich dich, bey meiner Zurückkunft antreffen werde: alsobald flohe die Schlange in einen

(1) Das Squelet von diesem Ungeheuer ist jetzo in dem Naturaliencabinet des M. Fagottes Commissairs der Französischen Colonien in Amerika.

(2) Sie wohnen gegen Westen von Louisiana an einem Flusse, der ihren Namen führet und in den Mißißippi fällt.

einen Wald und nahm ihren Weg nach dem Lande der Missouris. Wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich Ihnen sagen, daß ich gesehen hätte, daß der Teufel diesen Völkern unter der Gestalt einer Schlange erschienen. Eine Menge Missionairs haben uns, in ihren Erzählungen und erbaulichen Briefen, überreden wollen, der Teufel erschiene diesen Völkern, um von ihnen göttlich verehrt zu werden. Aber es gehet hier nichts übernatürliches, sondern lauter Betrügereyen vor.

Sie wissen, daß alle Thiere, auch sogar die wildesten, sich von dem Menschen zähmen lassen. Ich kann auch nicht wissen, ob die Schlange dieses alten Weibes würklich nach dem Lande der Missouris gekommen ist. Nur dis kann ich versichern, daß ich einen großen Abscheu gegen diese Thiere trage, und daß ich sie todt schlage, wo ich sie antreffe.

Ich erinnere mich, daß sich ein Soldat von unsern Truppen in dem Dorfe der Peanguichias, einer Nation, die mit den Illinois alliirt ist, beynahe einen gefährlichen Handel zugezogen hätte. Er kam in eine Cabane, und fand darinn eine lebendige Schlange, und tödtete sie mit seiner Axt, ohne zu wissen, daß sie der Herr von der Hütte als seinen Manitu verehrte. Der Wilde kam in dem Augenblicke dazu, und gerieth in die größte Wuth, da er seinen Gott

nicht mehr lebendig fand. Er versicherte: dieses sey die Seele seines Vaters, welcher seit einem Jahre todt sey, derselbe habe das Unglück gehabt, zwey Schlangen, welche auf einem Felsen geleicht, mit seiner Flinte zu tödten, und sey alsobald darauf krank geworden und gestorben.

Dieser Alte, dessen Einbildungskraft durch ein hitziges Fieber in Unordnung gerathen war, hatte sich vorgestellt, er sehe die beyden Schlangen, die ihn deswegen Vorwürfe machten, daß er sie getödtet hätte, und hatte deswegen, ehe er gestorben, seinem Sohne empfohlen, diesen Thieren kein Leid zu thun, damit es ihm nicht auch das Leben kosten möchte (1). Weil ich die Denkungsart dieser Völker kannte, so rieth ich dem Soldaten, den dieser Wilde als einen Mörder seines Gottes ansahe, sich als betrunken oder unsinnig anzustellen, und zu drohen, daß er mich und seine Kammeraden auch tödten wollte. Die Wilden fiengen alsobald ein Geschrey an: der weisse Krieger habe den Verstand verlohren. Ich forderte darauf Stricke, um ihn binden zu lassen, und weil ich sehr auf ihn

(1) Ich habe in Frankreich erlebt, daß ein Bauer eine Eule von dem Dache seines Nachbarn herunter schoß: als bald darauf sein Vater starb, so glaubte er, diesen Tod habe der unglückliche Vogel verursacht.

ihn erzürnt zu seyn schien, so kamen die Vornehmsten von ihren Kriegern, und baten für ihn: sie sagten, er hätte den Verstand versoffen, und eben dieses begegnete oft den rothen Menschen auch. Um die Sache desto wahrscheinlicher zu machen ließ ich mich noch von der Frau des Caciquen bitten, und stellte mich alsdenn, als ob ich mir durch die Höflichkeit gegen ihr Geschlecht bewogen würde, ihm zu verzeihen.

Ich schenkte dem Herrn der Schlange eine Bouteille Brandtwein, um seinen Schmerz darinn zu vertrinken. Die Wilden haben eine ungemeine Begierde nach diesem Getränke, und sie werden ganz rasend, wenn sie zu viel davon getrunken haben. Wenn sie wieder zu sich selbst gekommen, so sagen sie: der Brandtwein, und nicht sie, hätte dumme Streiche gemacht, und glauben genugsam entschuldigt zu seyn, wenn sie bekennen, sie wären unsinnig gewesen. Wenn ein Wilder in der Trunkenheit, einen andern tödtet, so wird dieser Todtschlag nicht gerächet. Aber sie hüten sich auch, daß sie sich nicht alle zugleich betrinken, die, welche nüchtern sind, hüten die andern, und die Weiber verstecken alsdenn alles tödtliche Gewehr. Man kann den Brandtwein mit unter die Plagen rechnen, wodurch das nördliche Amerika von Einwohnern entblößt ist. Dis Getränk setzt den Menschen unter das Vieh, und bringt vie-

le

le ins Grab. Ich habe oft gesehen, daß sich die Wilden, wenn sie sich besoffen hatten, unter einander mit Aexten und Keulen todt geschlagen haben.

Ich bin nunmehro auf dem Punkt, von hier abzureisen, und hoffe im Januar 1757 in Neuorleans zu seyn. Diesen Brief schicke ich mit einer großen Pirogue ab, die M. de Macarty mit Depechen, an den Gouverneur schickt. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Aus dem Lande der Illinois vom 10ten Nov. 1756.

X. Brief.

An eben denselben.

Der Autor verläßt das Land der Illinois. Seine Schiffahrt den Fluß herunter. Er campirt auf einer Insul, die dieser Fluß macht. Die Soldaten erklären ihn zum Gouverneur derselben.

Mein Herr!

Sie wollen von mir wissen, ob die Wilden unter sich Hauptleute, und einen König, der

der sie kommandirt, haben? Die Zeit, welche ich unter ihnen gelebt, setzt mich in den Stand ihre Neubegierde zu befriedigen. Sie sind in Stämme oder Nationen eingetheilt, davon ein jeder durch einen Caciquen, oder kleinen König regiert wird, welcher von Niemanden, als dem großen Geiste, oder obersten Wesen, abhängt. Ob gleich diese Caciquen unumschränkt regieren, so wissen sie sich doch Liebe und Ehrfurcht zu erwerben, ohne ihr Ansehn gehäßig zu machen. Sie werden deswegen auch von ihren Unterthanen als Halbgötter verehrt und betrachtet, als ob sie zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts gebohren wären. Sie sind die Väter ihres Volkes, eine Würde, die ihnen weit schätzbarer ist als alle Titel des Sultans und großen Mogols. Diese Monarchen Asiens sind, bey den großen Revolutionen, die sich oft in ihren Staaten zutragen, öfters der Gefahr ausgesetzt ihr Leben zu verlieren, denn es ist nichts ungewöhnliches, daß sich ihre Vasallen wider sie empören, und sie selbst, und ihre ganze Familie, ausrotten.

Dagegen ist das Verbrechen der beleidigten Majestät in Amerika ganz unbekannt, und die Caciquen gehen, ohne die geringste Furcht, aller Orten sicher herum. Wenn sich einer erkühnte ihnen nach dem Leben zu trachten, so wurde ein solcher als das schrecklichste Unge-

heuer

heuer angesehen, und mit seiner ganzen Familie vertilgt werden.

Was ihre Kriegshauptleute betrift, welche ihre Armeen gegen die Feinde anführen, so werden nur solche zu dieser Würde erhoben, welche öfters im Treffen für ihr Vaterland gefochten, und Proben ihrer Tapferkeit abgelegt haben. Und weil die Officiers so wol wie die übrigen Soldaten nackend gehen, so dienen ihnen die Narben an ihrem Leibe zu Unterscheidungszeichen, und statt der Patente.

Die Greise, welche nicht mehr zu Felde ziehen können, sind deswegen der Nation nicht unnütz. Sie halten Reden an das Volk, welches ihnen, wie Orakeln, zuhört. Alles geschiehet nach ihrem Rechte, und die jungen Leute sagen: weil sie länger in der Welt wären, als sie, so müsten sie auch mehr Erfahrung und Klugheit besitzen. Wenn ich mich über die Zufriedenheit wunderte, darinn diese Greise lebten, so sagten sie mir; da sie nun nicht mehr im Stande wären für ihr Vaterland zu fechten, so lehrten sie nun ihre Nachkommen, es zu vertheidigen. Daher auch die Krieger allemal, wenn sie aus dem Felde zurück kommen, einen Theil von ihrer Beute in die Cabanen der alten Redner bringen, die sie zum Streite aufgemuntert haben. Die ältesten von der Nation bekommen die Kriegsgefangenen, und behalten

sie zu ihren Sclaven. Die alten Krieger, welche nicht mehr zu Felde ziehen können, reden die Truppen an. Der Redner macht damit den Anfang, daß er an den Pfeiler mit einer Streitkolbe schlägt, Er erzählt alle die Coups, die er in den Schlachten ausgeführt, das ist, wie viel Kopfhäute er von den Feinden zurück gebracht. Die Versammlung schreiet alsdenn: Hau! Hau! das heist, es ist wahr. Die Wilden hassen die Lügen, und sagen, wer lügt ist kein wahrer Mensch.

Darauf fängt der Redner seine Rede ungefähr folgender maßen an: „Wenn ich noch jünger und stärker wäre, so würde ich euch, so „wie ich vormals gethan, wider unsre Feinde „ins Feld führen, und ihr würdet mich auf „den Zehen meiner Füße gehen sehn. Ziehet „also aus, meine Kamaraden, wie tapfre Männer, habt Herzen, wie die Löwen, verschliesset „eure Ohren niemals, schlafet wie die Hasen, „marschiret wie die Hirsche, scheuet die Kälte „nicht, fürchtet euch nicht, euch ins Wasser „zu stürzen wie die Budel. Wenn ihr verfolgt „werdet, so suchet eure Flucht zu verbergen. „Vor allen andern aber scheuet die Pfeile eurer Feinde nicht, und zeiget, daß ihr wahre „Krieger und Menschen seyd. Wenn ihr ins „Treffen kommt, so gebrauchet alle eure Pfeile „wider eure Feinde, fallet sie hernach mit eu-

„ren

„ren Keulen an, und tödtet alles was euch „widerstehet. Es ist besser im Treffen zu bleiben, als sich hernach unter dem Galgen verbrennen zu lassen.„

Wenn die Rede geendigt ist, so überreicht der alte Krieger die Friedenspfeife dem Tacha-Mingo, oder Anführer des Heers, und allen Officiers, welche, ein jeder nach seinem Range, daraus rauchen. Auch alle diejenigen, welche noch nicht mit im Felde gewesen sind, kommen und rauchen, um sich gleichsam zu enrolliren. Darauf tanzen sie den Krieges-Tanz, und essen Hundefleisch, welches, wie ich schon gesagt habe, die vornehmste Speise der Krieger ist.

M. du Tissenet hat mir eine Geschichte erzählt, die seinem Vater begegnet ist, welcher einer der ersten Officiers gewesen ist, die mit dem M. de Bienville nach Louisiana gekommen sind. Dieser kam mit einigen Kaufleuten, die gegen Europäische Waaren Pelzwerk einhandeln wollten, zu einer wilden Nation. Diese Wilden beredeten sich unter einander, ihnen das Fell vom Kopfe zu ziehen. M. du Tissenet hatte unter Weges ihre Sprache gelernt, und verstand also ihre Reden, und weil er eine Perucke trug, so riß er diese vom Kopfe, warf sie auf die Erde, und sagte: Ihr wollt die Haut von meinem Kopfe haben, da liegt sie, unterstehet euch sie aufzunehmen, wenn ihr das Herz

habt. Das Erstaunen dieses Volkes hierüber ist nicht zu beschreiben, und sie standen wie versteinert da, denn er hatte sich kurz vorher den Kopf scheren lassen. M. du Tissenet sagte darauf zu ihnen, sie thäten groß Unrecht, daß sie ihm wollten Uebels thun, er käme ein Bündniß mit ihnen zu schließen. Wenn sie es haben wollten, so würde er die Seen und Flüsse im Brand stecken, um ihre Schiffart zu verderben, und die Wälder anzuzünden. Er ließ sich eine Schüssel bringen, goß Brandtwein, den er bey sich führte hinein, und steckte ihn an. Die Wilden, welche den Brandtwein noch nicht kannten, erstaunten. Zugleich zog er ein Brennglaß aus seiner Tasche, und zündete damit ein Stück faul Holz an. Nun glaubten sie in der That, er könne die Flüsse und Wälder in Brand stecken. Sie erwiesen ihm deswegen viele Höflichkeit, überhäuften ihn mit Geschenken, und schickten ihn mit einer starken Bedeckung zurück, damit ihn Niemand beleidigen möchte. Nachher hat M. de Bienville diesen Officier in verschiedenen Unterhandlungen gebraucht, um mit den Wilden Bündnisse zu schliessen.

Die Geschichte des M. Tissenet erinnert mich an eine andere, die einem Italiäner begegnete, der in dem Gefolge des M. Tonty, damaligen Kommandanten des Fort Louis in Neu Frankreich, war. Dieser reisete zu Lande

vom

vom Fort Louis zum M. de la Salle ab, und er würde ihm haben sehr nützlich seyn können, und ihm den Weg, den er zum Flusse Mißißippi nehmen müssen, gezeigt haben, wenn er früher zu ihm gekommen wäre. Er rettete unter Weges sein Leben auch durch eine sehr besondere List. Einige Wilden liessen es sich einfallen ihn zu tödten: er stellte ihnen aber vor: sie thäten sehr Unrecht, daß sie einen Menschen umbringen wollten, der sie alle in seinem Herzen trüge. Diese Rede setzte die Wilden in Erstaunen; er versicherte sie, wenn sie ihn wollten Zeit geben bis den folgenden Morgen, so wollte er sie von der Wahrheit dessen, was er gesagt, überführen, und fügte hinzu, wenn sie alsdenn fänden, daß er sie belogen hätte, so möchten sie mit ihm machen was sie wollten. Er erhielt ohne Mühe diesen verlangten Aufschub. In der Nacht befestigte er einen kleinen Spiegel auf seiner Brust, und gieng damit zu den Wilden. Diese erstaunten sehr, als sie sich, ihrer Meinung nach, in seiner Brust sahen, und schenkten ihm das Leben.

Ich habe das Geschwader den Fluß herunter kommandirt, welches M. Aubri herauf geführt hatte. M. de Macarty hatte mich beordert, die Engelländer, welche der Ritter Villiers und der Cacique Papapachangouhia zu Kriegsgefangnen gemacht, nach der Hauptstadt

zu führen. Ich habe sehr geeilt, um nach Neuorleans zu kommen, ehe das Eis, welches aus den Flüssen in Norden kommt, und dem Strome des Flusses folgt, zu gehen anfieng, denn ich würde Gefahr gelaufen haben, unter Weges liegen zu bleiben, wenn ich nicht hätte aus allen Kräften rudern lassen, und die Kriegsgefangnen haben zu dem Ende meine Soldaten ablösen müssen. Weil in dergleichen Umständen ein jeder gleich verpflichtet ist, für die Rettung seines Lebens zu sorgen, so legen die Officiers mit Hand an, um die übrige Mannschaft aufzumuntern.

Wenn man die steilen Felsen bey dem Brüd-Homme (1) paßirt hat, so findet man keine Klippen mehr in dem Mißißippi, und man bindet alsdenn die Fahrzeuge, wenn ihrer mehrere sind, an einander, und fährt Tag und Nacht. Es darf alsdenn nur ein Steuermann auf jedem Fahrzeuge am Steuer Ruder sitzen. Es ist ein Vergnügen diesen großen Fluß herunter zu schiffen. Die Reise, wozu man drey und einen halben Monat den Fluß herauf zu rudern braucht,

(1) Diese Felsen machen das Ufer des Mißißippi, sie sind so steil wie eine Mauer, und über 500 Fuß hoch. An diesem Orte lag vordem das Fort Brüd-Homme, welches seinen Namen von einem Reisegefährten des M. de la Salle führte, der an diesem Orte gestorben war.

braucht, thut man den Fluß herunter in zehn oder zwölf Tagen, wenn das Wasser hoch ist.

Ich darf auch nicht vergessen Ihnen zu sagen, daß es auf dergleichen Reisen eine Gewohnheit bey den Soldaten ist, dem Kommandanten und den übrigen Officiers, am ersten Januar das neue Jahr zu wünschen, die denn gemeiniglich diese Höflichkeit mit einem Geschenke an Brandtwein beantworten. Ich lag an diesem Tage bey einer Insel still, die ein Arm des Mißißippi macht, und die ungefähr zwey Meilen im Umkreis hält. Diese Insel ist ganz mit hohen Bäumen bewachsen. Ein Gaskonischer Soldat, der, so wie alle von dieser Nation, sehr aufgeräumt war, stellte seinen Kamaraden vor: sie würden gewiß ein größer Neujahrs-Geschenk bekommen, wenn sie die Cerimonie begehen wollten, mich zum Gouverneur dieser Insel zu erklären. Der Sergent fand den Einfall gut, und machte die nöthige Einrichtung ihn zu vollziehen. Er fieng damit an, daß er meinen Namen in die Rinde eines Baums schnitte, ließ die Stücke laden, und die Soldaten das Gewehr ergreifen. Der Tambour schlug darauf die Vergatterung, und der Sergent, als das Haupt dieser Feierlichkeit, nahm seinen Hut ab, und rief aus: Im Namen des Königs: „Ihr Tyger, Bären, Ochsen, Hirsche, Rhee und andre Thiere dieser Insel,

sel, sollt unsern Anführer für einen Gouverneur erkennen, und ihm in allen, was er euch befiehlet, Gehorsam leisten.„ Alsobald brannte ein Soldat die Canone ab, und darauf wurde eine General-Salve aus ihren Musqueten gegeben. Das Donnern des Geschützes erschreckte die wilden Ochsen auf der Insel, so daß einige in den Fluß sprangen, um ans feste Land zu schwimmen: Die Soldaten verfolgten sie in ihren Piroguen, und schossen vier davon todt, und zwey Rhee, und brachten sie mir als ein Recht meiner Befehlshaberstelle. Dis nöthigte mich noch länger hier still zu liegen, um das Fleisch davon zum Gebrauch auf die Reise einsalzen zu lassen. Um diesen Scherz der Soldaten vollkommen zu machen, die ich für ihren lustigen Einfall reichlich belohnte, wollte ich auch das Innere meines Gouvernements kennen lernen: ich war aber noch keine halbe Meile gegangen, als ich einen Bären antraf, der unter einem Eichbaume ganz ruhig Eicheln fraß. Ich that einen Schuß aus meiner Flinte auf ihn, aber die Kugel drang nur durch den Speck dieses ungemein fetten Thieres. So bald er fühlte, daß er verwundet war, wollte er mich verfolgen, er war aber so dick, daß er nicht laufen konnte. Ich lockte ihn also, indem ich mich langsam zurück zog, bis an die Hütten meiner Soldaten, die seiner bald Meister wurden, und ihn als einen Aufrührer und Rebellen bestraf-

straften. Sie hielten einen Kriegsraht über ihn, darinn der Sergent Präsident war. Die Meinung des Corporals, der die Stelle des Procurators des Königs vertrat, gieng dahin: daß man diesem Bären, der sich wider seinen Herrn empört hatte, den Kopf abschlagen sollte, um seine schöne Haut nicht zu verderben, und dieses Urtheil wurde sogleich an ihm vollzogen

Man zog ihm darauf seine Haut ab, welche sehr schwarz ist, und die ich eben so wenig von mir lassen werde, als Herkules die Haut des Nemeischen Löwen, den er getödtet hatte.

Die Soldaten schmolzen seinen Speck aus (1), und bekamen daraus über 120 Maaß Fett. Sobald die Früchte reif werden, gehet der Bär aus seiner Höle, und kehret nicht ehender wieder dahin zurück, bis er keine mehr findet. Er bleibt alsdenn bis an die nächste Erndte darinnen, und in dieser Zeit frisset und säuft er nicht. Er leckt die Zeit über seine Tatzen, und lebt von seinem eigenen Fette. Wenn er mager ist, so ist es gefährlich ihm zu begegnen, wenn man allein ist. Die Wilden treiben einen starken Handel mit den Bärenfel-

(1) Das Bärenfett schmeckt sehr gut, man macht in Louisiana den Sallad, das Gebackene, und die Saucen damit, und ziehet es dem Schweineschmalze vor.

len, und salzen die Zunge und Füße davon ein. Sie haben mich auf meiner Reise oft damit, als einer großen Delicatesse tractirt, und es hat mir dis Essen sehr gut geschmeckt.

Ich addreßire diesen Brief nach Campeche an den Herrn d'Arragory, französischen Agenten der Marine, der ihn nach Cadix senden wird, und er wird ihnen auf diese Art sicherer zu Händen kommen, als wenn ich ihn mit einem unsrer Schiffe abgeschickt hätte. Da Spanien mit Engelland nicht in Krieg verwickelt ist, so schreibe ich an Sie ohne Umschlag: übrigens hoffe ich im nächsten Monat April nach Europa abzureisen. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Neuorleans den 25 Febr.
1757.

XI. Brief.

An eben denselben.

Der Autor reiset nach Europa ab. Gefecht mit einem Englischen Seeräuber. Er embarquirt sich auf dem Cap Francois auf eine Französische Kauffardeyflotte von 26 Schiffen, die beynahe alle in seinem

Ge-

Gesichte von den Seeräubern weggenommen werden. Eroberung eines kleinen feindlichen Fahrzeuges. Seine Ankunft zu Brest.

Mein Herr!

Weil ich kein Schiff finden konnte, um darauf nach Frankreich zu reisen, so sahe ich mich gezwungen an Boord der Brigantine, **die Union**, zu gehen, die der Capitain Gau-Jean kommandirt. Dieser ist dadurch bekannt geworden, daß er den Engelländern in diesem Kriege 5 Fahrzeuge auf der Tour zwischen Frankreich und Louisiana, weggenommen hat.

Wir giengen den 1ten April 1757 von Basise nach dem Cap Francois unter Segel. Den 20ten April, als wir auf der Insul Turque waren, wurden wir ein Schiff gewahr, welches wir für ein feindliches hielten. Es verfolgte uns die Nacht hindurch, und weil es gut besegelt war, so holte es uns in dreyen Stunden ein. Der Corsar lösete eine Canone auf uns, und schrie uns zugleich zu: uns an den König von Engelland zu ergeben. Wir beantworteten dieses mit einer völligen Lage aus unserm Geschütz, und einer Salve aus dem kleinen Gewehr.

Ich rief ihm darauf mit dem Sprachrohre zu: ihre Flagge zu streichen, sonst würde man ihr Schiff in Grund bohren. Als der Seeräuber sahe, daß man ihm tapfern Widerstand that, so zog er sich zwischen die Klippen, die um die Insel Turque sind, zurück, um uns dahin zu locken, damit unser Schiff scheitern möchte. Aber unser Anführer war ihm zu klug, und vermied diese Falle, denn, anstatt ihn zu verfolgen, setzte er den Weg seiner Bestimmung fort, und wir kamen am 1ten May glücklich auf der Rhede vor dem Cap Francois an. Hier trafen wir die Escadre des M. de Beaufremont an, die zum Entsatze von Canada bestimmt ist. Sie hatte den M. de Bart am Boord, der vom König zum Gouverneur und General-Lieutenant der Insel Domingo ernannt ist. Sobald ich an Land gestiegen, gieng ich zu ihm, ihm meine Aufwartung zu machen. Dieser General, welcher immer bereit ist, unglücklichen Officiers unter die Arme zu greifen, half auch mir aus der Noth, indem er mich, um mir die Kosten, welche ein längerer Aufenthalt auf der Insel verursachen würde, zu ersparen, vier Tage nachher wieder abreisen ließ. Er besorgte mir meine Ueberfarth auf einer Flotte von 26 Kauffardey Schiffen, und zwar auf Kosten des Königs. Diese Flotte segelte nach Frankreich, wohin sie M. de Beaufremont, bis an die Cayquen convoyirte, wo er sie, den Befehlen des

Hofes

Hofes zufolge, verließ; und nach seiner Bestimmung zurück segelte.

Ich hatte mir ein Fahrzeug von Bourdeaux, welches die Sonne genannt wurde, zu meiner Ueberfahrt gewählt, welches ein Hauptmann, mit Namen Odouir, führte. Der Ausgang hat mich gelehrt, daß ich eine gute Wahl getroffen hatte, weil die übrigen Schiffe, aus denen diese Flotte bestand, beynahe alle vor meinen Augen von den Feinden weggenommen sind. Es sind nur 4 davon nach Frankreich gekommen, unter denen die Sonne, auf der ich mich befand, das erste war. Wir kamen nach einer Fahrt von 45 Tagen zu Brest an, nachdem unser Schiff unterweges ein englisches Fahrzeug, auf der Höhe von Terre Neuve, weggenommen. Den 15 Junius stieg ich 1757 zu Brest an Land, und gieng sogleich hin, dem Grafen de Guay, der Kommandant der Marine in diesem Hafen ist, meine Aufwartung zu machen: hernach besuchte ich den Herrn Hocquart, der Staatsraht und Intendant der Marine ist, dem ich den Tod des M. d'Auberville meldete, welcher ad interim die Stelle des M. Mitchel de la Rouvilliere, General-Commissairs des Seewesen, und Ordonnateurs der Provinz Louisiana, bekleidet hatte. Herr Hocquart war wegen seiner Rechtschaffenheit bekannt, als er Intendant über Neu Frank-

reich

reich war, und es ist bekannt, daß er von da mit 40000 Livres Schulden, zurück kam, welche ihm der König um ihm seine Zufriedenheit über seine Dienste zu bezeugen, geschenkt hat. Er hat dem M. Bigot, seinem Nachfolger, ein schönes Beyspiel hinterlassen. Denn ob er gleich keine Schätze mit zurück gebracht hat, so hat er sich doch dagegen den Namen eines rechtschaffenen und gutdenkenden Mannes erworben, und alle Wilde in Canada, welche, wie ich schon gesagt habe, Verdienste hochschätzen, haben seine Abreise beklagt.

Als ich ihm sagte, daß es mir an Gelde fehlte, um meine Reise nach Hofe fortzusetzen, so hatte er die Gütigkeit, und befahl dem Herrn Gaucher, welcher Commissair über die Cassen der Colonien ist, mir Geld auszuzahlen. Ueberdis bath er mich, die Zeit über, die ich mich in Brest aufhalten würde, bey ihm zu speisen. Ich hoffe den 22ten dieses von hier abzugehen.

Sie werden sich vielleicht wundern, wenn Sie hören, daß ich in einer Zeit von 8 Monaten zwey Winter, zwey Sommer und zwey Frühlinge erlebt habe. Ich will es Ihnen erklären. Ich habe, Ihnen geschrieben, daß ich das Land der Illinois am Ende des Dec. 1756 verlassen habe, als das Eis anfieng auf dem Mißißippi zu gehen. Im Januar des folgenden Jahres langte ich zu Neuorleans an, wo

das

das Clima mit den auf den Inseln Hieres, wo unser Regiment 1744 stand, einerley ist, und um diese Zeit bestellt man da die Gärten. Denn 1 April 1757 gieng ich von Louisiana nach dem Cap Francois ab, und kam den 1ten May dahin, wo ich den Sommer fand. Denn 4ten gieng ich nach Europa zu Schiffe, und nachdem wir den Canal von Bahama paßirt waren, so hatten wir Frühling. Auf der Höhe von Terre Neuve bekamen wir den 12ten einen Eisberg zu Gesichte, welchen wir anfänglich für ein Schiff ansahen, aber aus der kalten Luft, welche daher wehete, urtheilten wir, daß es ein Stück Eis sey, welches aus dem Eismeer daher getrieben worden. Den 15 Junius kamen wir nach Brest, wo wir den Sommer fanden. Dieser Fall ist sehr ausserordentlich. Ich bin, mein Herr ꝛc.

Brest den 18ten Junius 1757.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bossu, Jean-Bernard, 1720-1792

Neue Reisen nach West-Indien

Bd.: 1

Frankfurt [u.a.] (1771)

Bamberg, Staatsbibliothek -- .48 B 18#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11409638-6
VD18 15530000-001